

Das Werk



Kadierung von Meinhard Jacoby

Wir heißen euch hoffen!

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

Düsseldorf



Januar 1933

Heft 1

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
XIII. Jahrg. Düsseldorf, Januar 1933 Heft 1

Wir heißen euch hoffen!

*Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke;
Doch ungeschreckt
Dringen wir vorwärts.*

*Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.*

*Und schwer und ferne
hängt eine Hülle,
Mit Ehrfurcht, stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.*

*Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!*

*Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen!*

Goethe.

Arbeit als Dienst am Volk.

Von Dr.-Ing. e. h. Carl Arnhold.

I.

Arbeitsgesinnung als Folge der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung.

In unserer schwankenden Zeit ist auch der Wertbegriff der Arbeit schwankend geworden. Je nach weltanschaulicher Einstellung, je nach politischer Bindung wechseln die Vorstellungen über Inhalt und Zweck der Arbeit. Wir sehen auf der einen Seite, wie der Marxismus die Dinge nur unter materiellen Gesichtspunkten zu betrachten weiß; wir sehen dort das Unvermögen, überhaupt einen Sinn in der Arbeit zu finden, beggenn der Feststellung, daß die Arbeit ein notwendiges Übel, und daß das Glück nur jenseits der Arbeit zu finden sei. Dazu im schärfsten Gegensatz besteht in anderen Kreisen eine verinnerlichte Arbeitsanschauung im Sinne des 90. Psalms, der das Leben erst köstlich nennt, wenn es Mühe und Arbeit war. Diesen Anschauungen entsprechend gehen auch die Vorstellungen über den Zweck der Arbeit auseinander. Zweck der Arbeit ist für die meisten nichts als Bedürfnisbefriedigung, Broterwerb oder Jagd nach Macht und Reichtum. Nur selten vernehmen wir daneben, daß die Arbeit etwas Höheres sei, etwa in dem Sinne, wie Alfred Krupp es mit den Worten kennzeichnet: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann ist Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet.“

In diese Verwirrung der Begriffe hinein ruft nun unsere Jugend: Arbeit ist Dienst, Dienst am Volk, Dienst am Vaterland! — Mir scheint es nun an der Zeit, einmal zu prüfen, ob der Jugendschwung, der aus dieser Forderung spricht, nicht doch weit über das Ziel hinauschießt. Mir scheint es notwendig, der Jugend eine Richtung zu geben, damit sie am Ende nicht schließlich doch wieder vor einer neuen Enttäuschung steht.

Wenn wir hier ernsthaft raten und helfen wollen, dann müssen wir erst zunächst einmal mit uns selbst ins reine kommen. Allzuoft hört man in diesen Tagen, auch aus dem Kreis der älteren Generation, daß aller Jammer, alle Not, die uns bedrückt, in der Gestaltung des modernen Lebens, vor allem des wirtschaftlichen Lebens, in seiner kapitalistischen Struktur, in der Einführung neuzeitlicher Maschinen und Arbeitsmethoden begründet sei, und daß man alle diese Nöte sehr wohl beseitigen könne, wenn man nur den ernsthaften Willen dazu habe. — Wir müssen daher zunächst einmal Klarheit darüber schaffen, weshalb wir so tief in all die Not unserer Lage hineingeraten sind.

Eine Ursache, die man an die Spitze aller Betrachtungen dieser Art stellen muß, ist die, daß wir den Weltkrieg verloren haben, und daß man durch das Versailler Diktat einem „Volk ohne Raum“ einen noch engeren Lebensbereich zugemessen hat. Durch diese Einengung mußten die sozialen Spannungen, die uns schon vor dem Kriege zu schaffen machten, ins Unerträgliche wachsen. Dann aber hat man aus dem durch vier Jahre Krieg verarmten Volk noch ungeheure Reparationsleistungen herausgepreßt, hat ohne Gegenleistung Geld aus unserm armen Lande auf die reichen Länder transferiert und so die deutsche Produktion und den deutschen Innenmarkt ihrer treibenden Kräfte, ihres Blutes beraubt.

Dazu kommt verschärfend als zweites, daß die Welt nach einem vierjährigen Krieg besser leben will als vorher. Die

dritte Ursache der allgemeinen Begriffsverwirrung ist der Irrglaube, dem weite Kreise unseres Volkes auch heute noch huldigen, daß Menschenwitz und politische Kunst in der Lage seien, aus diesem Jammertal der Welt ein Paradies zu machen, daß man durch Mehrheitsbeschlüsse die zwingenden Gesetze der Natur, die ehernen Regeln des Wirtschaftsablaufes auf den Kopf stellen könne. Man wollte das Wasser zwingen, den Berg hinaufzulaufen, statt die Hindernisse fortzuräumen, die sich seinem natürlichen Lauf entgegenstemmen.

Zu all den äußeren Ursachen dieser Not, die durch Krieg und Inflation entstanden und durch den Glauben an falsche Propheten nicht vermindert, sondern verschärft worden sind, kommt noch ein auch durch den Krieg und die folgende Notzeit verursachter Mangel an innerer Widerstandskraft, der all das Unsinnige, was in den letzten Jahren geschehen ist, noch schlimmer werden, ja nahezu sich bis zur Zersetzung auswirken läßt.

Eine ganze Reihe von Gründen wurde hier aufgezeigt, durch die die Zerrissenheit, die innere Unruhe unseres Volkes verursacht, durch die die früher vorherrschende Einstellung der Menschen zum Leben und zu ihrer Arbeit zerstört worden ist. Es waren durchweg politische Ursachen. Dennoch bleibt der Vorwurf bestehen, daß die fortschreitende Technisierung, die Ordnung der Arbeit, wie sie heute in neuzeitlichen Betrieben durchgeführt ist, mitschuldig sei; daß die Teilarbeit, wie sie die industrielle Produktion vielfach beherrscht, die Persönlichkeit nicht zur Auswirkung kommen lasse, daß der Mensch immer mehr zum Sklaven der Maschine werde und sich seine Arbeit mehr und mehr entfessele.

Ebenso wie mit der Technisierung steht es mit der Rationalisierung, die immer wieder als das Übel unserer Zeit bezeichnet wird. Was ist Rationalisierung aber anders als haushälterisches Wirtschaften, haushälterisches Umgehen mit Kraft und Zeit. Kein Griff, kein Schritt soll umsonst getan werden, keine unnötige Büch- und Haltearbeit soll den Menschen ermüden. Werkstoff soll gespart werden, damit der Nutzen des Stoffes möglichst vielen Menschen zugute kommt. Kapital soll nicht festliegen, sondern schnell durch den Betrieb fließen, damit es bald wieder an anderer Stelle nutzbar eingesetzt wird. Es wäre unsinnig, anzunehmen, daß diese Dinge, die im einzelnen betrachtet doch nur Anwendung praktischer Vernunft sind, die Ursache für die Erscheinungen sein sollten, die wir im modernen Arbeitsleben zuweilen beklagen. Die Arbeiterschaft selbst lehnt diese Zusammenhänge ab, wenn sie ihren Vertreter auf dem Kongreß des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften 1926 auf die Frage, ob die heutige Arbeitsweise die Seele der Arbeiter mehr als früher verkümmere, feststellen läßt, daß erstens es noch Millionen von Arbeitsverhältnissen gebe, in denen die Arbeit nicht bis zur Gleichförmigkeit der Handgriffe und zur Eintönigkeit der Empfinden zerlegt wird, daß zweitens in weiteren Millionen von Arbeitsverhältnissen die Maschine willkommene Erleichterung der Arbeit sei, und sie verbittet sich zum Schluß dieser Darlegungen, „daß irgendeinem Arbeiter seine Arbeit von irgendwelchen Intellektuellen durch Rede und Schrift dadurch verleidet wird, daß sie ihn entfessele“.

*

Abstich
am
Siemens-
Martin-
Ofen.



Radierung
von
A. G. Schmid-
bauer.

II.

Arbeitsgesinnung als Ausdruck einer inneren Haltung, zu der wir schon die Jugend erziehen müssen.

Wenn wir nun auch gesehen haben, daß die Arbeitsgesinnung nicht von äußeren Umständen abhängig ist, so können wir doch nicht daran vorbeigehen, daß trotz aller Fortschritte in Technik und Wirtschaft, trotz aller Organisation der Arbeit und trotz aller Erleichterungen, die wir damit geschaffen haben, in unseren Werken eine Disharmonie besteht, die den reibungslosen Ablauf der Zusammenarbeit stört. Wir beobachten Leere und Stumpfheit, erkennen Unlustgefühle, die sich vielfach zu Haß auf die Arbeit, auf die Umgebung, auf die Wirtschaft und damit auf das System, in dem diese Wirtschaft wirkt, auswachsen. Statt nun in den politischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen den Grund dafür zu suchen,

wie es die Soziologen seit Jahrzehnten tun, sind wir einmal in unseren Betrieben selbst den Ursachen nachgegangen. Wir haben dabei gefunden, daß die Menschen in den Betrieben darunter leiden, daß sie in ihrer eigenen Entwicklung den Anschluß an den technischen Fortschritt verlieren haben. Wir haben, wie Dr. Bögler es bei der Tagung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute im Jahre 1925 einmal ausdrückte, unsere Betriebe immer wieder auf den neuesten Stand der Technik gebracht, sind aber an dem Menschen als dem wichtigsten Faktor jedes Produktionsprozesses vorbeigegangen und haben nicht verstanden, ihn innerlich an der Entwicklung teilnehmen zu lassen. Die Folge dieser Unterlassung war, daß der Mensch nicht die Maschine führte, sondern sie nur bediente, also unter der Maschine stand und unter ihrer Botmäßigkeit seine Arbeit verrichtete. Daraus entstanden die Mißerfolge, die sich trotz aller Organisationskunst zeigten; daraus entstand die Disharmonie zwischen dem Menschen und seiner heute durch die Maschine bestimmten Arbeit.

Wie es zu dieser Disharmonie kam, wird zu einem gewissen Teil deutlich, wenn wir einmal die Verhältnisse der Vor- und der Nachkriegszeit gegenüberstellen. In der Vorkriegszeit hatten wir in der Wirtschaft relativ durchsichtige, unkomplizierte Verhältnisse. In unsere noch einfach gestalteten Betriebe wuchsen Menschen hinein, die eine gute Schule durchgemacht hatten, die aufnahmefähig und zur Mitarbeit gewillt waren. Drei Stätten waren es, die den Menschen der Vorkriegszeit vorgebildet hatten: die Familie, die, damals noch unberührt, dem Menschen einen festen Halt mitgab; weiter war es die Volksschule, die den jungen Leuten sichere Elementarkenntnisse vermittelte, die in ihnen aber auch den Sinn weckte für Ein- und Unterordnung und sie für den Kampf im Leben rüstete. Als dritte kam dann die oft harte, aber doch wertvolle Schule des deutschen Heeres, die ja nicht nur Waffenschule, sondern eine Erziehungsschule im besten Sinne des Wortes war; erkennen wir doch heute noch in unseren Betrieben sehr genau, wer Soldat gewesen ist und wer nicht. Die Menschen, die diese dreifache Vorschulung erhalten hatten, wuchsen in die damals noch unkomplizierten Betriebe hinein und fanden sich schnell in ihrem neuen Lebenskreis zurecht.

In der Nachkriegszeit haben sich die Verhältnisse dann gründlich verschoben. Unter dem Druck der Zeit hat sich die Technik entwickelt und unseren Produktionsapparat nach vielen Spezialrichtungen ausgestaltet. Selbst die Ingenieure sind so weit spezialisiert, daß sie nur einen kleinen Teil des Ganzen überschauen. Bei dem Arbeiter ist das noch mehr der Fall. Dazu ist aber auch noch die Vorbildung, die er beim Eintritt in den Betrieb mitbringt, schlechter geworden. Das Elternhaus, vielfach aufgelockert, hat an erzieherlicher Wirkung eingebüßt, die Volksschule befindet sich auf Irrwegen, und auch die Erziehung, die der Heeresdienst gab, besteht nicht mehr. Eine große Lücke bleibt hier auszufüllen, eine Aufgabe zu lösen, zu der die Wirtschaft berufen ist. Diese Aufgabe, die es nicht nur für den Techniker, sondern für jeden in der Technik schaffenden Menschen zu lösen gilt, hat Hellpach in seinem Buch „Prägung“ vor einigen Jahren wie folgt umrissen:

„Der Techniker war der Träger der höchsten Triumphe einer sachlichen Zivilisation. Er hat der Menschheit Maschinen gebaut, Brücken gespannt und Lichtströme über sie hingegossen. Er hat das Angesicht der Erde so verändert, wie niemand vor ihm es hätte träumen können. Der Dank der Menschheit war, daß man den Techniker, der dieses Zeitalter schuf, nicht einmal in die bescheidensten Führerstellen des öffentlichen Lebens zu ließ. Heute wandt seine Schöpfung in ihren Grundfesten, wo sie nicht schon zerbrochen ist. Aber seine Aufgabe ist damit nicht zu Ende, denn er hat überhaupt erst die halbe getan. Er hat der Menschheit die geschaffene Sache in höchster Vollkommenheit geschenkt, nun soll ihr der schaffende Mensch wiedergegeben werden. Sendung ist es, die Wirtschaft aus den geistigen Kräften neu zu gebären, nachdem sie im Übermaß ihrer sachlichen Kräfte zugrunde zu gehen droht.“

Dies scheint das große Problem der Arbeit zu sein, dem schaffenden Menschen ein sinnvolles, natürliches Verhältnis zu seiner Arbeit zu geben. Es ist falsch, daß der Mensch an der Maschine zerbrechen muß; es ist falsch, daß er Sklave der Maschine sei, aber es ist ebenso falsch, daran zu glauben, daß es durch irgendeine Organisation oder ein Wirtschaftssystem auf dieser Welt jemals gelingen wird, eine völlige Harmonie zwischen Mensch, Arbeit und Maschine herzustellen. Was wir tun können, ist allein das: die Schwerarbeit auf die Maschine zu legen, die Arbeit durch unseren Verstand zu erleichtern, sich wiederholende monotone Arbeiten Apparaten zu übertragen und Erfindungen zu machen, die das Leben erleichtern. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Wirklichkeit immer hart ist, daß bei der besten Organisation Konflikte bleiben zwischen dem einzelnen Menschen und der Gesellschaft, zwischen seinem Lebenswunsch und

seinem Berufsschicksal, zwischen Lebenshoffnung und Tageserfüllung. Arbeit wird stets ein Ringen, stets ein Kampf sein, und dieser Kampf wird uns immer Härten und Opfer auferlegen.

Wollen wir die kommende Generation einer besseren Zukunft entgegenführen, dann müssen wir unsere Jugend für diesen Kampf erziehen, müssen sie lehren, Widerstände nicht zu umgehen, sondern zu überwinden, müssen ihr die Einsicht geben, daß Erfolge nur durch persönlichen Einsatz und persönliches Opfer erkämpft werden können. Zu diesem Kampf gehört ferner eine eiserne Portion einfachen, elementaren Wissens, als Oberstes und Bestes aber ein sittliches Empfinden für Sauberkeit und Pflicht. Es ist also schon Aufgabe der Jugenderziehung, in jedem Menschen eine Haltung zu schaffen, auf der sich eine gesunde Arbeitsgesinnung aufbauen kann.

III.

Arbeitsgesinnung ist abhängig von Arbeits-eignung, Arbeitskönnen und Arbeitsführung.

Es ist aber auch eine Reihe von Gründen, die die Arbeitsgesinnung beeinflussen, innerhalb des Betriebes, innerhalb der Arbeit selbst zu suchen. Wir müssen daher auch aus dem Betrieb, aus der Arbeit heraus Maßnahmen entwickeln, die den Menschen wieder zu einem gesunden Verhältnis zu seiner Arbeit bringen. Zunächst heißt es dabei, jeden Menschen an die Arbeit zu stellen, die seiner Veranlagung, seiner Begabung entspricht. Auch in dieser Hinsicht waren wir jahrelang in einem Irrglauben befangen, der aus der marxistischen Denkweise stammt, dem Irrglauben nämlich, daß alle Menschen gleich seien. Es gibt aber kaum Verschiedenartigeres als Menschen, in ihrer Gestalt, ihrem Temperament, in ihrer Veranlagung und Begabung. Um diese Begabung nach der einen oder anderen Seite hin festzustellen, hat uns die Psychotechnik einfache Mittel an die Hand gegeben, und zwar untersucht sie die Menschen, indem sie sie unter genau umrissenen, gleichbleibenden Verhältnissen eine bestimmte Arbeit verrichten läßt. Hierbei finden wir nun eine Gruppe von Menschen, die zu schneller Arbeitsausführung neigt, eine andere Gruppe, die nicht schnell, dafür aber exakt und sorgfältig arbeitet; dann gibt es wieder Menschen, die gern körperliche Arbeit verrichten, andere, denen eine geistige Betätigung liegt. Weiter ist eine Feststellung von Wichtigkeit, daß ein Mensch, der schnell arbeitet, selten auch exakt ist, daß ein ausgesprochener Muskelmensch sich nur selten für geistige Arbeit eignet. Würde man nun diese Menschen bei der Zuteilung zu einem Arbeitsplatz vertauschen, so würden sie im besten Falle Mittelmäßiges leisten, sie würden sich aber niemals vollständig in ihre Arbeit hineinfinden und in ihr froh werden. Deshalb ist es als erstes notwendig, die Menschen nach ihrer Veranlagung zu erkennen und entsprechend einzugruppieren.

Eine zweite Voraussetzung, daß der Mensch zu einem natürlichen Verhältnis zu seiner Arbeit kommt, ist die, daß er die Arbeit richtig auszuführen vermag. Sachgemäß zu arbeiten, auch die einfachste Arbeit richtig zu tun, ist schwer; das merkt jeder, der einmal einen Spaten, einen Rechen oder sonst ein Handwerkszeug in die Hand nimmt, dessen Handhabung er nicht richtig gelernt hat. Wir müssen also den Menschen durch Arbeitsschulung und Arbeitserziehung dahin bringen, daß er das Werkzeug oder die Maschine nicht nur bedient, sondern daß er sie meistert. Zwischen diesem Bedienen und dem Meistern liegt das Geheimnis der Freude an der Arbeit. Dies soll an einem Beispiel erklärt werden: Fast jeder hat doch einmal in seinem Leben Radfahren gelernt. Das war im Anfang eine schwere, mühselige Arbeit. Man setzte den Fuß falsch auf das Pedal, trat nicht nach vorn, sondern nach rückwärts; nie erschien die Straße so schmal, und trat ein Hindernis in den Weg, dann glaubte man, daß es magnetisch sei und einen



Radierung von Meinhard Jacoby

Wahret deutsches Erbgut:

Ehre, Treue, Fleiß!

mit unfehlbarer Gewalt auf sich zu zöge. Hatte man dann aber das „Geheimnis“, auf das es beim Radfahren ankommt, durch sinnvolle Übung ergründet, konnte man fahren, dann hatte einen die Materie nicht mehr in ihren Krallen, dann war man ihrer Herr geworden. Viel stärker ist dieser Kontrast zwischen dem Beherrschtwerden und dem Beherrschen noch, wenn man Autofahren lernt. Wieviel Hebel gilt es da zu bedienen, wieviel Angst im Anfang auszustehen, bis dann plötzlich die Handhabung der komplizierten Apparatur sich vollständig im Unterbewußtsein vollzieht und man die Maschine beherrscht. Wir müssen daher die Menschen lehren, die Werkzeuge nicht nur zu bedienen, sondern sie zu meistern. Nur mit der Beherrschung der Maschine erheben wir uns über sie, gewinnen Freude an ihr, denn jedes Vollkommenwerden erzeugt, wie Spinoza sagt, im Menschen ein Freudegefühl.

Eine weitere Voraussetzung dafür, daß der Mensch eine vernünftige Stellung zu seiner Arbeit bekommt, ist die, daß ihm die Arbeit sinnvoll erscheint. Insbesondere der deutsche Arbeiter ist nicht in der Lage, auf die Dauer eine Arbeit zu tun, deren Zweck und Ziel er nicht erkennt. Ein solches Nichtwissen um den Zweck der Arbeit wirkt sich zuerst hemmend auf den äußeren Arbeitserfolg aus, erzeugt dann aber in dem Menschen innere Spannungen, die in vielerlei Gestalt, in Unverträglichkeit, Widerseßlichkeit und Radikalismus, ihren Ausweg sucht. Eine Möglichkeit, dem Arbeiter den Sinnzusammenhang seiner Arbeit zu vermitteln, besteht z. B. darin, daß man richtige Arbeitsanweisungen gibt und auf jeder Zeichnung den Verwendungszweck des Stückes angibt, besteht weiter darin, daß man die Belegschaft dauernd über die Betriebszusammenhänge durch Betriebsbesprechungen und durch Werkszeitungen unterrichtet.

Ebenso muß in jeder Arbeit, soll sie mit innerer Anteilnahme erfüllt werden, ein Ziel erkennbar sein. Gehen wir ohne Ziel, dann werden unsere Schritte immer müder und langsamer. Wollen wir aber z. B. noch einen Zug erreichen, dann spüren wir auf dem Wege zum Bahnhof nichts von steigender Ermüdung, es wachsen uns im Gegenteil dauernd neue Kräfte zu. Genau so müssen wir auch in der Arbeit, z. B. durch Losgestaltung beim Akkord u. ä., Ziele setzen und damit eine stärkere Anteilnahme an dem Arbeitserfolg erreichen. Dieses Ziel braucht aber nicht in der Erreichung eines Arbeitsabschnittes zu bestehen, es kann auch weiter gesteckt sein. Zeigen wir dem Menschen nur im entferntesten eine Chance, im Betrieb aufzusteigen, dann ist ihm schon viel gegeben. Es kann nicht jeder Arbeiter Meister werden, es wirkt aber nichts entmutigender, als wenn in einem Betriebe grundsätzlich die gehobeneren Posten mit Fremden besetzt werden. Auch in dieser Hinsicht lassen sich durch richtige Zielsetzung ungeahnte Kräfte wecken.

Zu alledem kommt, besonders für die deutschen Verhältnisse, noch eins, daß nämlich in jedem Menschen das Gerechtigkeitsempfinden von ausschlaggebender Bedeutung für seine Einstellung zur Arbeit ist. Dieses Empfinden nicht zu verletzen, ist eine Aufgabe richtiger Menschenbehandlung. Man darf sich im Betriebe nie fragen: Bist du zu weich oder zu hart, sondern nur: Bist du gerecht! Hierzu gehört auch eine gerechte Gestaltung der Entlohnung. Nichts verstimmt einen tüchtigen Menschen mehr, als wenn ihm durch Lohnungleichmacherei die Anerkennung versagt wird. Wichtig ist allerdings, daß dem einzelnen auch die Gerechtigkeit eines Lohnsystems verständlich ist. Es gibt Lohnsysteme, die, vom besten Willen gestaltet, so undurchsichtig sind, daß in dem einzelnen doch immer ein Rest von Mißtrauen bleibt und damit das Gefühl, nicht seiner Leistung entsprechend entlohnt zu sein. Ein gerechtes Lohnsystem aufzubauen, ist nicht eine mathematische, sondern eine psychologische Aufgabe.

Zu einer richtigen Menschenbehandlung gehört aber auch, daß man Achtung vor jedem Mitarbeiter hat, daß ein freund-

liches Wort und ein Gruß nicht nur Ausdruck einer gelegentlichen guten Laune sind. Solche an sich unbedeutende Dinge können Ungeahntes wirken; sie nehmen dem Arbeiter die Minderwertigkeitsgefühle und machen ihn zu einem freudigen Mitarbeiter.

Allen diesen aus dem Betrieb heraus zu entwickelnden Maßnahmen liegt die Erkenntnis zugrunde, daß der Mensch eine Ganzheit ist, daß man nicht getrennt voneinander einen technischen Menschen bilden kann und einen religiösen und einen gesellschaftlichen Menschen. Immer wieder wird der industriellen Schulungsarbeit das Recht abgesprochen, Erziehungsarbeit zu leisten, sie soll sich auf die rein technische Ausbildung beschränken. Das würde aber zu einem Mißerfolg führen, denn man darf nicht vergessen, daß in jedem Lebensbereich die stärksten Antriebe von den seelischen Kräften ausgehen. Wenn wir auf diese Kräfte, wie Ehrgeiz, Geltungstrieb, Gestaltungsfreude, verzichten wollten, deren Einbeziehung doch eine Erziehungsaufgabe ist, so würde unsere ganze Arbeit ohne Wirkung bleiben. Ebenso kann man auch bei der Ordnung der Arbeit im Betriebe nicht darauf verzichten, denn Sinngebung, Zielsetzung, Behandlung sind doch alles Momente, die nicht auf das Sachliche, sondern auf das Allgemeinmenschliche im Arbeiter abgestellt sind. Vernachlässigen wir aber diese Dinge, würden wir diese seelischen Kräfte nicht im Bereich der Arbeit ansetzen, dann würden sie außerhalb desselben um so stärker zur Auswirkung kommen, wie wir es heute schon in dem übertriebenen Sportbetrieb und in der Übersteigerung des politischen Lebens sehen. Dieser Anspruch, auch die seelischen Kräfte in das Betriebsleben einzuschalten, ist nicht unbegründet. Es hat sich vielmehr gezeigt, daß jeder Verstoß gegen die seelischen Gesetzmäßigkeiten innere Spannungen erzeugt und daß sich daraus Minderleistungen und Mißerfolge ergeben. Erkennen wir weiter, daß nicht nur der Mensch diesen Eigengesetzlichkeiten untersteht, sondern auch die Materie, so ist damit die große Aufgabe der kommenden Führer in der Wirtschaft wie in der Politik vorgezeichnet, die große Aufgabe, die Eigengesetzlichkeiten menschlicher und materieller Art zu einer sinnvollen Synthese, zu einer harmonischen Gesamtgestaltung zu bringen. Gelingt dies, dann werden wir ein Optimum an Leistungserfolg und Arbeitsfreude erreichen.

Praktisch werden alle diese Gesichtspunkte heute schon in der modernen Arbeitspädagogik, bei der Lehrlings- und Facharbeiterausbildung, bei der Menschenführung im Betrieb und bei der industriellen Führerschulung berücksichtigt. Sie bilden den Untergrund für die Maßnahmen, die das Dinta als psychologische Rationalisierung bezeichnet, und sind dort für das Vorgehen in jeder Einzelheit, ob es sich um Postenbesetzung, Raumgestaltung, Maschinenanordnung, Beleuchtungsfragen u. ä. handelt, entscheidend.

IV.

Arbeits-erziehung und Arbeitsführung als Dienst am Volk.

Es war notwendig, auf diese Einzelheiten so ausführlich einzugehen, weil sie den Unterbau bilden auch für das, was jetzt außerhalb der Betriebe im weiteren Bereich im Werden ist, was die Jugend unter dem Motto fordert: Arbeit als Dienst am Volk. Zunächst hat man in der Wirtschaft selbst einmal den Versuch gemacht, in diesem Sinne Dienst am Volke zu leisten. Wir haben jetzt in der Krisenzeit in dem Gedanken: „Der Mensch ist der wichtigste Faktor des Werkes und der Arbeit“ den Menschen, auch wenn er nicht in unserem Werk beschäftigt war, nicht aus den Augen gelassen. Wir wurden uns darüber klar, daß man wohl Maschinen einfetten, Betriebe langsam laufen lassen kann, daß man Geldschwierigkeiten durch Stillhalteabkommen zu bekämpfen vermag, daß aber die Menschen weiterleben und daß sie, wenn sie eines



In der Hammerschmiede.

Lichtbild: W. Roerts.

Tages in die Betriebe zurückkehren, im Vollbesitz ihrer Arbeitsfähigkeit sein müssen, daß sie aber, wenn wir den Dingen ihren Lauf lassen, zerbrechen und einfach nicht mehr in der Lage sein werden, erfolgreich zu schaffen.

Der größten Gefahr in dieser Zeit ist der jüngste Nachwuchs ausgesetzt, der eben von der Schule kommt und weder eine Lehrstelle noch eine Arbeit findet. Wir hatten früher angenommen, daß die durch den Krieg verursachten Geburtenausfälle regulierend wirken würden und wir uns um den heutigen Nachwuchs keine besondere Sorge zu machen brauchten. Diese Regulierung ist aber durch das katastrophale Ausmaß der Krise hinfällig geworden, und wenn auch in diesem Jahre nur 650 000 junge Menschen von den Schulen kommen, so sind es im übernächsten Jahre schon wieder 1,3 Millionen. Also nicht ein Nachlassen, sondern ein Anschwellen der kommenden Jahrgänge steht vor der Tür! Auf Grund unserer praktischen Arbeit sind wir zu der Überzeugung gekommen, daß das Wertvollste, was man einem jungen Menschen mitgeben kann — neben einer richtigen Lehrstelle, die es aber heute in ausreichendem Umfange nicht gibt —, eine grundlegende Schulung ist, eine Schulung durch die Arbeit zur Arbeit, und daß es hierbei nicht so sehr darauf ankommt, was einer lernt, sondern wie er es lernt. Wir haben daher, einer Anregung von Herrn Dr. Böglers folgend, an vielen Stellen die jungen Leute in eine „Vorlehre“ genommen, um sie zunächst einmal grundlegend und ohne gegenseitige Bindung vorläufig für ein Vierteljahr — es ist meist ein halbes Jahr daraus geworden — im Betriebe handwerklich vorzuschulen.

Die Schulung in dieser Vorlehre geht ungefähr so vor sich wie in den ersten Monaten einer normalen Lehre, nur daß es durch den Fortfall von Löhnen und Soziallasten möglich ist, sehr viel intensiver zu schulen und auch der theoretischen Ausbildung ein stärkeres Gewicht zu geben. Im Vordergrund steht auch hier die Erziehung; Erziehung zu Exaktheit, Zuverlässigkeit, Sauberkeit, Verantwortungsgefühl u. ä., also Arbeitserziehung. Es kann bei diesen Maßnahmen die fachliche Schulung nicht das Schwergewicht bilden, denn wir wissen ja nicht, ob diese Jungen alle einmal in dem gleichen Beruf, für den sie jetzt vorgeschult werden, eine Verwendung finden. Aber eine grundlegende handwerkliche Erziehung wird

jedem jungen Deutschen von Nutzen sein, etwa in dem Sinne, wie es Goethe durch den Mund von Wilhelm Meister aussprechen läßt, wenn er sagt: „Allem Leben, allem Tun, aller Bildung muß das Handwerk vorgehen.“

In ähnlicher Weise wie die Vorlehren sind auch Nachlehren eingerichtet worden, in denen Lehrlingen, die wegen Schließung ihres Lehrbetriebes ihre Lehrzeit nicht zu Ende führen konnten, die Möglichkeit zu einem Abschluß ihrer Ausbildung und zur Ablegung ihrer Facharbeiterprüfung gegeben wird, in denen aber auch fertige junge Facharbeiter an der Erhaltung ihres beruflichen Könnens arbeiten.

Das Entscheidende bei alledem scheint zu sein, daß hier die Wirtschaft bewußt, ohne werksegoistische Einstellung, ohne den Gedanken „Du brauchst die Leute jetzt“, einen Dienst am Volk zu leisten bereit ist, wenn sie sagt: Geben kann ich dir nichts, aber du kannst dir bei mir ein Bildungsfundament fürs Leben erarbeiten. Dies scheint mir besonders wertvoll, denn hier sind ganz neue Dinge von der Wirtschaft her im Werden.

V.

Arbeitsdienst als Dienst am Volk.

Den stärksten Ausdruck findet das Dienen am Volk im Arbeitsdienst. Er ist das sichtbare Wollen der Jugend, durch Arbeit dem Volke zu helfen, dem Vaterland zu dienen.

Der Ursprung des Arbeitsdienstes, wie wir ihn heute kennen, ist verschiedenartig. Auf der einen Seite waren es politische Gruppen, die schon bald nach dem Kriege erkannten, daß ein Ersatz für die verlorengegangene Heereserziehung notwendig sei. Für die Behörden lag der Anstoß in der Gefahr, die aus der Demoralisierung unserer erwerbslosen Jugend für die staatliche Ordnung drohte. Für die Jugend selbst bedeutete die Forderung des Arbeitsdienstes einen Ausgang aus dem Käfig der Hoffnungslosigkeit, einen Anknüpfungspunkt für ihren ungenutzten Tatendrang.

Für die Entwicklung des Arbeitsdienstes ist es kennzeichnend, daß die ersten Maßnahmen von weltanschaulich oder politisch gebundenen Gruppen ausgingen, und die ersten Erfolge des Arbeitsdienstes sind sicher damit zu erklären, daß diese Bindungen auch für die einheitliche Gestaltung des Lagers, für die Entwicklung eines lebendigen Gemeinschaftslebens be-

stimmend waren. Was fordert denn die Jugend in den feindlich gegeneinander stehenden Fronten? Arbeit! Arbeit als sinnvolle Betätigung, Arbeit als Lebensinhalt, Arbeit als Kräfteeinsatz. Gefragt von einem idealen Sinn, will sie unter Einsatz von Mühe und Arbeit dienen. Die Parole, die damals in den unruhigen Apriltagen jeder vom Staat erwartete, hieß Arbeitsdienstpflicht, denn Arbeitsdienstpflicht umfaßt alles das, was die deutsche Jugend, innerlich noch verschieden, ersehnt; Arbeitsdienstpflicht nicht als Zwang, sondern getragen von der Erkenntnis eines jeden einzelnen, daß es ohne den großen Einsatz nicht geht, daß die Pflicht, zu dienen, heute für jeden einzelnen eine sittliche Forderung darstellt.

Die größte Schwierigkeit liegt ja heute und auch in Zukunft in der Führerfrage. Alles hängt im Arbeitsdienst, wie überall im Leben, vom Führer ab, von dem Geist, der aus ihm spricht, von der inneren Reife, der Sicherheit und der Kraft, die sich auf seine Umgebung auswirkt. Der ideale Arbeitsdienstführer müßte zunächst ein tüchtiger Praktiker sein, der seinen Leuten „vorarbeiten“ kann, er müßte aber auch gleichzeitig ein tüchtiger Pädagoge sein, der sein Wissen und Können auch den anderen zu übermitteln vermag, und dann muß er ein ganzer „Kerl“ sein, zu dem die Leute hinaufschauen. Am besten umreißt dieses Führertum ein Satz, der in einem halbvergessenen Büchlein, der Felddienstordnung, steht: „Erzieher und Führer zu sein, erfordert sowohl Überlegenheit an Kenntnissen und Erfahrungen wie sittlichen Ernst und Charakterstärke“. Zu fordern ist außerdem von dem Führer unendliche Opferbereitschaft, wenn er der Jugend, die an nichts mehr glaubt, etwas sein will. Er muß mit den Leuten leben, muß mit ihnen aus demselben Topf essen, im selben Raum schlafen, mit ihnen in Reih und Glied arbeiten. Es ist unendlich schwer, Führer im Arbeitsdienst zu sein, Führer für den Arbeitsdienst zu finden und zu schulen. Schwierigkeiten bestehen weiter in der Unterbringung der großen Massen, in der Schaffung von Vorrats- und Wirtschaftsräumen, in der Heranbringung von Betten und Einrichtungsgegenständen. Dann heißt es, die rechte Arbeit zu finden, eine Arbeit, die nicht den freien Berufen, dem Handwerk, der Bauindustrie die Erwerbsmöglichkeit fortnimmt, denn dann würde sofort wieder neue Erwerbslosigkeit entstehen. Es muß eine Arbeit sein, die zusätzlich und gemeinnützig ist, aber doch nicht überflüssig sein darf.

Wenn der Arbeitsdienst seine bisherigen Erfolge auch vornehmlich weltanschaulich gebundenen, parteipolitisch gerichteten Gruppen zu verdanken hat, so scheint es mir auf die Dauer doch nicht möglich, auf diesem Fundament allein den weiteren Ausbau zu gründen. Arbeit läßt sich nicht politisch, nicht nationalsozialistisch oder kommunistisch tun; Arbeit ist etwas, das nur dem Geseß von Richtig und Falsch untersteht. Und Arbeitsdienst, Arbeit am Volk ist nur denkbar, wenn die innere Bereitschaft dazu aus der Arbeit heraus entwickelt wird.

Soll der Arbeitsdienst in dieser zu erstrebenden geschlossenen Form und auch schon in seiner heutigen Gestalt seines Charakters als zushufordrender Sozialapparat entkleidet werden, dann genügt es nicht, daß sich die Jugend allerorten mit anerkennenstwerter Bereitschaft einsetzt, genügt es nicht, daß die Behörden mit erfreulicher Einsicht Schwierigkeiten aus dem Wege räumen und mit im ganzen gewichtigen, im einzelnen doch wirtschaftlich fehlgeleiteten Mitteln den Arbeitsdienst fördern. Es ist vielmehr notwendig, daß sich auch die durch die Wirtschaftskrise im weiten Umfang lahmgesezte Unternehmerrinitiative in den Dienst des großen Werkes stellt. Das Unternehmertum könnte dies durch Bereitstellung von Gerät, Werkzeug und Unterkünften tun und müßte nur darauf verzichten, Gewinne aus diesem Einsatz im Arbeitsdienst zu ziehen. Es müßte sich vielmehr mit einer Amortisation seines Inventars und einer bescheidenen Vergütung für seinen unternehmerischen Aufwand begnügen. Hat das Unternehmertum erst einmal in

größerer Breite, wie jetzt schon einige fortschrittliche Unternehmer, diese Notwendigkeit begriffen, dann wird es bald erkennen, daß es mit diesem Dienst am Volke auch sich selbst einen Dienst erweist. Denn gerade solche nicht „überflüssigen“ Arbeiten — wie Oscar von Miller einmal den Begriff der „gemeinnütigen“ Arbeiten kommentiert hat —, die in Zusammenarbeit mit dem Unternehmer ausgeführt werden, ziehen in hohem Maße andere Arbeiten nach sich, die ihrer ganzen Natur nach nur vom freien Gewerbe ausgeführt werden können. Ich denke hierbei an Dämme und Übersäuerungen, die sich bei großen Meliorationen ergeben, an Schleusenanlagen, ohne die ein Kanalprojekt undenkbar ist, an Hochbauarbeiten, die der Siedlungsvorbereitung durch den Arbeitsdienst zwangsläufig folgen müssen. Gelänge es, neben der Jugend auch das Unternehmertum für die Aufgabe des Arbeitsdienstes einzusetzen, gelänge es weiter, dem Arbeitsdienst eine aktionsfähige, einheitliche Gestalt zu geben, dann könnte man darangehen, große Arbeiten, wie den Mittellandkanal, die Eindeichung der Nordsee, Staustufen, Flußregulierungen u. ä., in Angriff zu nehmen, und zwar würde damit die junge Generation im Dienst am Volk Werte schaffen, die unter normalen Verhältnissen nicht zustande kämen. Es würde ein solches Arbeitsdienstwerk aber auch ein gewaltiges Erziehungswerk darstellen, indem es so alle Kreise des Volkes zu einer großen nationalen Aufgabe zusammenführt unter dem Motto: „Alle Arbeit für Deutschland“.

Ausblick.

Wir sind mitten in den Geburtswehen einer neuen Zeit. Möge sie bei uns kein schwaches Geschlecht finden, keine Kümmerlinge und Feiglinge, aber auch keine Romantiker, die die Zeiger der Weltuhr zurückdrehen wollen. Wir leben in eine neue Zeit hinein und müssen uns dazu bereit machen. Oscar von Miller, bei dem ich vor einigen Wochen war, sagte mir: „Das ist die größte und schwierigste Aufgabe, diese Übergangszeit sinnvoll und reibungslos zu gestalten, damit das Neue nicht schon unter einer falschen Voraussetzung an den Menschen herantritt.“

Das Aktivum, das wir in diese kommende Entwicklung mitnehmen, ist der Glaube an den deutschen Menschen, ist der Glaube, daß der deutsche Mensch etwas Besonderes sei in der Welt. Wie oft haben wir in der Geschichte darniedergelegen und uns immer wieder emporgekämpft! Der Deutsche hat von seinen Ahnen her neben Kämpferblut auch Handwerkerblut in den Adern; man nennt uns zudem ein Volk der Dichter und Denker. Jetzt müssen wir ein Volk der Kämpfer sein.

Eine Parallele zu unserer Not finden wir in der Zeit vor 125 Jahren, als Preußen-Deutschland gleichfalls darniederlag. Da kam ein Sichte und fand unter allen Trümmern und allem Schutt: den deutschen Menschen! Ihm folgten ein Jahn und ein Clausen, bis Freiherr vom Stein sein großes Werk in Angriff nehmen konnte. Das, was wir heute im Arbeitsdienst und im Werksjahr sich abzeichnen sehen, kann der Anfang sein zu einem gleich Großen, Neuen — „Dienst am Volk“. Der Ausbruch einer neuen, besseren Zeit wird es werden, wenn die, welche berufen sind, vorangehen, nicht um der neuen Generation ein bequemes Bett zu bereiten, sondern sie zum Kampf und zur Selbstbehauptung zu erziehen; wie denn all unser Streben im Grunde nichts anderes sein kann und sein soll, als fortzuwirken in den kommenden Geschlechtern.

Schließen möchte ich meine Ausführungen mit einem Bekenntnis Dr. Böglers, das er einmal auf einem Kongresse der Naturforscher und Ärzte abgelegt hat:

„Erdschätze versiegen,
Werke vergehen,
Geseze erstarren,
Ideen erkalten,
schöpferisch allein bleibt der Mensch.“

Lehrbrief.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, denken schwer; nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt; der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, das Nachzunehmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltner geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge, wandeln wir gerne auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur tun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brot schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er tut, wenn er recht handelt, aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder Pflücker. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des echten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf, denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

Goethe

Sichte.

Eine Mahnung deutscher Vergangenheit.

Von Wilhelm Schäfer.

Als Napoleon Preußen zerschlug, als er nach Königsberg kam mit seinen flinken Husaren, war Kant schon begraben; aber die Lehre des Meisters hatte ihr leises Leben begonnen, indessen der laute Schritt des Eroberers über das Abendland ging.

Stark wie jemals ein Kaiser hielt er sein Schwert über die Fürsten und Völker Europas, aber die stärkeren Mächte der Herkunft boten ihm Trost, und nun kam die stärkste, ihn zu zwingen.

Denn stärker als je ein Schwert war, stärker als Herkunft und stärker als Herrschaft und Haß der Bedrückten, stärker als alle Macht in der Welt ist der Geist, der um die wahre Freiheit zu ringen beginnt.

Eines Leinewebers Sohn aus der Lausitz war durch Armut hinauf in das Licht der kantischen Lehre gestiegen; weil er kein Weiser der Wissenschaft war wie der Meister, nahm er die Fackel zur Hand, das Licht aus dem Tempel zu tragen.

Sei dir selbst alles, oder du bist nichts! stand in den Flammen geschrieben, damit er den Brand in die Herzen der Deutschen zu bringen gedachte; denn Sichte war aus dem Weltbürgertraum seiner Zeit und der eigenen Jugend in den Entschluß der völkischen Pflicht eingegangen.

Nur Ewiges könne der Mensch wahrhaftig lieben; Dauerndes tun und bewirken, sei die innerste Mahnung und Lockung all seiner Wünsche; Dauer allein könne dem Menschen nur werden im Dasein des Volkes, darin sein einzelnes Leben mit Herkunft, Sprache und Sitte unlösbar in Dankespflicht sei.

So war die Lehre der freien Pflicht tapferer Wille geworden, dem irdischen Dasein redlich zu dienen, statt jenseits

der Dinge das selige Leben zu suchen; Sichte, der furchtlose Mann, zögerte nicht, die Lehre als Tat zu erfüllen.

Indessen die Straßen Berlins von dem Schritt und dem Hörnerschall französischer Bataillone widerhallten, indessen Spione das Wort und die Haltung des Bürgers allerorts überwachten, stand er am Pult, von Deutschen für Deutsche schlecht hin seine mutigen Reden zu halten.

Er sah und wußte: das deutsche Volk war die Spreu seiner Ernte geworden; aber die Ernte, zerstreut und verzettelt, war noch zu retten, wenn sich der Deutsche treu und tapfer zu seiner Herkunft bekannte.

Er sah und wußte: über das deutsche Volk waren Schmach und Schande gekommen, aber sein Unglück war Schicksal; es mußte sich wenden, wenn der Deutsche seine Sendung im Dasein der Völker erkannte.

Daß dieses geschähe, mußte ein junges Geschlecht das alte ablösen, mußte Erziehung zur deutschen Gesinnung die Abrichtung brauchbarer Untertanen ersetzen.

Er wurde nicht müde, der mutige Mann in Berlin, die neue Gesinnung zu fordern; wie die drei Könige mit ihrem Stern nach Bethlehem kamen, so pries er den Mann, Pestalozzi geheißten, der für die neue Gesinnung das neue Erziehungswerk brachte.

Die Bataillone des Korps marschierten, und ihre Hörner klangen hinein, als der Leinewebersohn aus der Lausitz die Deutschen aufrief, wieder Deutsche im Schicksal der Herkunft und Sendung zu sein.

Die Stimme des mutigen Mannes verhallte, aber das Wort, einmal gesprochen, fiel als die Saat in furchtsame Herzen und ging als die Ernte der deutschen Gläubigkeit auf.

Das Jahr.

*Zwölf Glockenschläge trennen
Die Welt-Unendlichkeit.
Wie lang ein Jahr zum Schaffen,
Zum Säen, Sammeln, Raffen,
Fast eine Ewigkeit.*

*Ein Jahr — und welche Fülle
Von Not und Pein und Hast,
Von Schmerzen wieviel Stunden,
Wie viele bittre Wunden
Und wieviel schwere Last!*

*Zwölf Glockenschläge binden,
Was ist, was wird und war.
Wie wesenlos im Gleiten
Der wilden weiten Zeiten
Ein Jahr, ein armes Jahr.*

*Die hohen Himmel wölben
Uralte goldne Pracht,
Der Sonne Segen ewig,
Der Sterne Strahlen ewig
Und ewig Tag und Nacht.*

*Vor diesem Allmachtsweben
Ein Jahr — wie karg und klein!
Selbst in der Völker Reigen,
Zerfallen, Werden, Steigen
Ein Jahr — ein Korn, ein Stein.*

*Sind wir dazu geboren,
So zwischen Sein und Schein
Zu halten Lust und Trauer,
Soll Leiden nicht von Dauer
Und Not ertragbar sein.*

*Soll uns die Arbeit leiten
Bergan ein gutes Stück.
Ein Jahr verlangt sein Streben,
Ein Sicherschöpfen, Leben
Und auch ein Teil von Glück.*

*Zwölf Glockenschläge bilden
Den Wandel einer Welt.
Wir würfeln mit den Losen,
Wie es dem endlos großen
Und kleinen Jahr gefällt.*

Braach.



Wir segeln auf dem Blanquihuc-See in Südchile.

Lichtbild: Nerother Bund.

Deutsche Jungens ziehen quer durch Südamerika. Kleine Ausschnitte einer großen Fahrt der Nerother Spielgruppe.

Von R. Lohmann.

Der Nerother Bund, der durch die Auslandsfahrten seiner Gruppen (Indien, Griechenland usw.) durch Film und Zeitschriften in weiterer Öffentlichkeit bekannt wurde, unternimmt augenblicklich unter Führung seines Bundesführers Robert Olbermann mit einer Gruppe von Schülern und Studenten eine Großfahrt durch Südamerika. Die Fahrtengemeinschaft (13 Mitglieder zählend) ist als Laienspielgruppe dem Bühnenvolksbund Berlin angeschlossen und hat ihre Reise in den Dienst des Deutschtums im Auslande gestellt, um den Auslandsdeutschen durch Aufführung deutscher Volkstücke („Der Totentanz“ von Alois Lippl; „Das Tellspiel der Schweizer Bauern“ von Johannes Weinrich, Freilichtspiel; das Lustspiel „Blut und Liebe“ von Martin Luserke) und durch Singen deutscher Lieder lebendige Grüße aus Deutschland zu bringen. — In acht Monaten reiste die Gruppe durch Brasilien (Rio, Sao Paulo, Santos, Curitiba, die deutschen Kolonien im Staate Santa Catharina und im Staate Rio Grande do Sul), Hohenau und Asuncion in Paraguay, Argentinien (Rosario, Posadas, Buenos Aires, Bahia Blanca), Uruguay (Montevideo), Chile (von Puerto Montt bis Santiago). — Die Reise wurde fortgesetzt über Bolivien, Peru, Ecuador nach Mexiko.

Als Laienspielgruppe Südamerika zu bereisen, bedeutete für uns ein großes Wagnis; denn deutsche Schauspieler von Ruf unter der Leitung von Urban und Moissi und unter Teilnahme von Paul Wegener hatten in den letzten Jahren öfters die deutschen Kolonien in den ABC-Staaten besucht, ohne daß die Aufführungen den Zulauf des Deutsch sprechenden Publikums gefunden hätten, auf den man nach der Zahl der Deutschen und nach der Leistung des Gebotenen gerechnet hatte. Man erwartete den Zustrom eines theaterhungrigen Publikums und wunderte sich, als der große Erfolg ausblieb. Woran es lag, ist schwer festzustellen. Zum Teil ist wohl die Ursache darin zu suchen, daß die Probleme der modernen Dichtungen, die uns so wichtig dünken, hier bei der Mehrzahl der Deutschen noch keine Probleme sind oder überhaupt nie welche werden. Darum wurde auch kein Verständnis für sie aufgebracht. Hinzukam auch, daß die Eintrittspreise besonders in den kleineren Orten nicht niedrig genug gehalten werden konnten wegen der ungeheuren Unkosten einer solchen Reise.

Der große Erfolg der „Riesch-Bühne“ aber, eines oberbay-

rischen Bauerntheaters, die bei meist überfüllten Häusern die Reise schon mehrmals wiederholen konnte, mußte zu denken geben und auch auf andere Ursachen des Mißlingens im einen und Gelingens im anderen Falle hinweisen. Die erdgebundenen, einfachen Stücke der „Riesch-Bühne“ schienen dem geistigen Bedürfnis der Mehrzahl der Deutschen am besten zu entsprechen. Riesch, der auch in Deutschland immer sein Publikum bei den konservativen bayrischen Bauern fand, die im großen und ganzen von allen modernen Problemen der Nachkriegszeit unberührt geblieben waren, hatte hier bei den „Vorkriegsdeutschen“ mit seinen Vorkriegsstücken besten Erfolg. Es besteht eben hier die seelische Kluft, von der Keyserling in seinem „Spektrum Europas“ spricht, die die vom Weltkrieg verschont gebliebenen Völker von denen trennt, die seine Schrecken am eigenen Leibe erfuhren. Letztere haben sich seelisch gewandelt, sind „anders“ geworden, erstere seelisch stehengeblieben. Und es ist wohl diese seelische Kluft, die die Auslandsdeutschen nicht mehr überspringen können, um Gefallen an den modernsten Dichtungen zu gewinnen.



Indianermarkt in Guaco.

Lichtbild: Leonhardt

Unsere Spielgruppe stand von vornherein unter dem gleichen glücklichen Stern wie die Riesch-Bühne. Auch wir wollten ja nicht mit der modernsten Theaterkunst aufwarten, sondern unsere Bestrebungen im Sinne der Jugendbewegung gingen darauf hinaus, allgemein menschliche, zeitlose Probleme künstlerisch darzustellen (Totentanz). Die glückliche Auswahl des Stoffes allein aber wäre nicht die Ursache des glänzenden Zuspruchs und der Anerkennung aller Kreise gewesen, wenn nicht andere Momente hinzugekommen wären. Sehr bedeutsam war z. B., daß unser Laienspiel, mit den geringsten Mitteln größte Wirkungen zu erzielen, von vornherein des Interesses der im allgemeinen recht laienspielfreudigen deutschen Vereine und der deutschen Zeitungen sicher war.

So lud die Deutsche Rio-Zeitung (25. August 1931) folgendermaßen zu unserer Aufführung ein:

„Die zu euch reden, sind keine Berufsspieler. Es sind Laien, die aber mit der Inbrunst jener mittelalterlichen Menschen, für die das Spiel einst erdacht war, zu euch reden werden. Der Spieler tritt zurück vor dem Spiel, und das Spiel ist Dienst an jener Welt, die unsichtbar hinter allen sichtbaren Dingen steht und die, verborgen für die Masse, ab und zu doch erschütternd redet, in den großen Ereignissen, die alles überschatten, deren größtes der Tod ist. Er, der Gewaltige, der uns allen einmal begegnen wird, tritt in wunderbarer Symbolik auf, begegnet dem Bogt und dem Krämer, der Mutter und dem Bogt, dem Bettler und dem Kaiser.“

Gegenüber allen Berufsschauspielern hatten wir auch das Plus, nicht nur „geldverdienend“ durch die Lande zu ziehen (unsere Aufführungen fanden stets bei freiem Eintritt statt, nur wurde eine Zeichnungsliste für unsere Jugendburg aufgelegt); sondern von Rio aus ergab es sich dank der glänzenden Gastfreundschaft der Auslandsdeutschen, daß wir stets Gäste der Mitglieder der jeweils besuchten deutschen Kolonie waren. In

Privathäusern wurden wir gastfrei aufgenommen und konnten so in lebendige Verbindung mit den Deutschen treten. Für uns ergab sich daraus eine große Ersparnis unserer Reiseunkosten und brachte uns für unsere Studienreise die glänzende Gelegenheit, täglich mit Kennern des Landes über Land und Leute zu sprechen. Umgekehrt nahm auch das Fragen über Deutschland und die neue deutsche Jugend kein Ende. Unsere Lieder, die wir im zweiten Teil jedes Abends vortrugen, taten dann das Übrige, um alle Herzen für uns zu gewinnen. Einige Zeilen aus einem der vielen Artikel, die über unser Auftreten in den deutschen Zeitungen erschienen, mögen mir die Aufgabe, ohne jede eigene Schönfärberei eine Darstellung unseres Wirkens zu geben, erleichtern.

Deutsche Zeitung, Sao Paulo (19. September 1931): „Die Nerother Schüler und Studenten sangen zur hellen Freude der Kinder in der Olinda- und der Villa-Marianna-Schule; sie gaben mit dem allergrößten Erfolg fünf Vorstellungen, die jedesmal, wie auch gerade die gestrige wirklich letzte im geräumigen und schönen Saale des Turnvereins überfüllt waren. Die Nerother Spieler haben sich hier in Brasilien so gut eingeführt, daß sie ihre weitere Fahrt mit Zuversicht antreten können. Ihre urdeutsche frische Art, ihr reifes und künstlerisches Laienspiel, der Reichtum und die Buntheit des Sanges, den sie mit sich tragen, und aus dem sie immer neue Blüten zur Darbietung bringen, werden ihren Besuch bei allen auslandsdeutschen Kolonien, wo sie auch immer hinkommen, zu einem Ereignis machen, durch das die enge Verbindung und die innere Übereinstimmung mit der Heimat erneut ihren Ausdruck erhält.“

Eine große Befriedigung empfanden wir darüber, daß man im Auslande dem Wollen der neuen deutschen Jugend soviel Verständnis und Teilnahme entgegenbringt, womit doch allein die Kluft zwischen Auslandsdeutschtum und Nachkriegsdeutschland überbrückt werden kann. Hierzu schreibt die „Deutsche

Der chilenische Vulkan
Chilian (3100 m) ent-
bietet uns seinen Gruß.

Lichtbild: Nerother Bund



La-Plata-Zeitung, Buenos Aires: „Die Nerother Studentengruppe hat dem Deutschland in Buenos Aires das moderne Deutschland gezeigt. Wir können nicht mehr in die Vergangenheit blicken, wir müssen, weit weg von der häßlichen Gegenwart, nur der Zukunft leben. Die Nerother gaben uns Deutschland, deutsche Kultur, deutsche Jugend. Selbstbewußt, auf die eignen Kräfte vertrauend, fröhlich und daher stark, mit scharfen Sinnen für das Wirkliche, so ziehen sie durch einen fremden Kontinent, dessen Sympathien sie sich im Sturme erobert haben. Kein angekränkeltes, snobistisches Großstädtertum, sondern echtes Lebensgefühl des jungen Deutschland, das sich stark genug weiß, der Zukunft zu trosten, strömt uns entgegen. Sie drücken ihr Bekenntnis zur deutschen Seele dadurch aus, daß sie deutsche Volksmusik und altererbtes deutsches Kulturgut in ihren Spielen pflegen. Noch nie war der Eindruck des hohen Idealismus des jungen Deutschland so stark in uns als in dem Augenblick, als die Nerother ihre Lieder und Spiele frisch und stark Tausenden von Deutschen zum heißen Erlebnis werden ließen. Soll dies Erlebnis schnell und flüchtig ver-

wehen, soll es nur ein Augenblick deutschen Besinnens gewesen sein, um sofort wieder im Grau des Alltags unterzugehen?

Wir stehen an einer Schwelle der kulturellen Entwicklung Deutschlands. Eine neue Jugend wächst heran. Wir, die wir auf der südlichen Halbkugel inmitten der jungen lateinischen Zivilisation leben, ahnen jetzt, welche Kräfte in der heranwachsenden Generation der Heimat ruhen. Wie stellt sich unsere eigne Jugend ein? Ist sie wirklich deutsch geblieben? Wird wirklich alles getan, um die im Lande Geborenen unserer Rasse, unserem Kulturbewußtsein zu erhalten? Sehen wir nicht täglich Beispiele schlimmster Entdeutschung? Spricht diese Jugend nicht meist eine groteske Mischung von Deutsch und Spanisch? Bildet sich nicht ein großer Teil von ihr, unbewußt und ungeführt, zum Vindestrich-Südamerikaner aus? Nur die strenge freiwillige Eingliederung in das deutsche Kulturbewußtsein kann ihr helfen. Was die deutsche Jugend aus eigenen Kräften ohne Zutun Erwachsener aus sich heraus schuf, wird auch hier möglich sein, wenn Führer da sind und wenn der Wille zur Selbsterneuerung sich einstellt.“



Deutsche Siedler im brasilianischen Urwald.

Lichtbild: Dr. Müller.

Bei deutschen Neusiedlern in Südbrasilien.

Während der Bundesstaat Brasilien den großen Einwanderungsstrom der Nachkriegsjahre längst abgestoppt hat, werden deutsche Auswanderer durch private Siedlungsgesellschaften sowie durch einzelne föderalistische Staaten in kleinem Umfange weiter angesiedelt. Nur den Deutschrussen wurde nochmals im Gebiet der Blumenauer Hansa und am Oberlauf des Rio Uruguay von Staats wegen in größerem Umfange Land zugewiesen. Letzteres Gebiet, das an der Grenze der Staaten Santa Catharina und Rio Grande do Sul liegt, gehört zum Bereich der Companhia Territorial Sul Brasil. In diesem Gebiet, das ich kürzlich bereiste, welches erst seit drei bis vier Jahren aufgeschlossen wird, ist das Studium der Aussichten deutscher Kolonisten am aufschlußreichsten. Die Gesellschaft hat das riesige Urwaldgelände, von dem bis jetzt etwa 4000 Kolonien zu 25 Hektar vermessen sind, in eine deutsche und eine italienische Zone geteilt und hier wiederum Katholiken und Protestanten getrennt angesiedelt. Die Erschließung des Siedlungsgeländes geht unter deutscher Leitung vorbildlich vor sich. Landmesser mit ihren Gehilfen vermessen die Urwaldparzellen, Straßen werden gebaut nach Dörfern, die dem Namen nach nur erst auf der Karte bestehen. Außer Reichsdeutschen aus allen Provinzen bilden deutsch-brasilianische Familien einen wesentlichen Prozentsatz der Neusiedler.

Die Absatzmöglichkeiten und die Preise der Lebensmittel werden von der Gesellschaft als recht gut angegeben, doch darf diese Tatsache den Siedler nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieser erfreuliche Zustand nur ein ganz vorläufiger ist, solange die wenigen Neusiedler ihre Produkte an Straßenarbeiter und Neuankommende verkaufen können. Später wird sich die Sache bei steigendem Angebot umdrehen. Die Regierung hat zwar den Ausbau der Eisenbahn bis zum Rio Uruguay zugesagt, doch kann nach brasilianischen Erfahrungen dieses „bald“ zwanzig Jahre bedeuten. Vorläufig liegt das Gebiet 160 bis 180 Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt (schlechte Autostraße) und diese wiederum zwei Eisenbahntage von Porto Alegre (300 000 Einwohner). Niemals waren die Preise für landwirtschaftliche Produkte so niedrig wie heute.

Ich traf in Santa Catharina Orte, die kurz vor dem Kriege von Reichsdeutschen besiedelt wurden, die vergeblich auf die zugesagte verkehrswirtschaftliche Erschließung ihres Gebietes warteten, die dadurch zur Armut verdammt sind und deren Kinder zum Teil seit 17 Jahren ohne Schule aufwachsen. Diese Dörfer liegen nur 100 Kilometer von der nächsten größeren Stadt entfernt.

Erschwerend kommt für die dortigen Neusiedler heute die Tatsache hinzu, daß durch die Weltkrise ihnen die Möglichkeit genommen ist, in einem anderen Berufe lohnende Arbeit zu finden, wenn sie als Kolonisten scheitern sollten.

Den vorhergehenden pessimistischen Schilderungen, die den Auswanderungslustigen unsinnige Illusionen nehmen sollen, will ich positiv hinzufügen, daß jeder fleißige Arbeiter dort immer seinen Lebensunterhalt auf freier Scholle finden wird; denn alles Lebensnotwendige erzeugt der fruchtbare, jungfräuliche Boden. Bargeld wird aber, wie gesagt, bei den geringen Absatzmöglichkeiten selten in die Hände des Siedlers kommen.

Die Fähigkeit des Sichumstellens, leicht umzulernen, oft konträr zur heimatischen Erfahrungspraxis, ist Voraussetzung leichteren Aufstieges und erspart viele kostspielige Erfahrungen.

Kinderreiche Familien kommen leichter vorwärts als Einzelsiedler, das ist eine alte Kolonistenweisheit, da bezahlte Arbeitskräfte sich nie rentieren. Von katholischer Seite (Norddeutschland) plant man hier eine Junggesellensiedlung Arbeitsloser im großen Stil, was aber wohl nur im Diskussionsabend des Gesellenvereins aussichtsreich erscheint, während Fachleute sicheres Scheitern voraussagen. Dagegen nahmen die Gemeinschaftssiedlungen der deutschrussischen Mennoniten (Familiengruppen) einen verhältnismäßig schnellen Aufschwung. Nach diesen Erfahrungen kann man auch das Projekt des österreichischen Ministers Saler optimistisch betrachten, der 5000 Tiroler Bauern in Paraguan ansiedelt.

Im neuen Siedlungsgebiet traf ich drei junge Berliner. Sie haben drei Kolonien gekauft und führen die ersten Rodungsarbeiten gemeinsam aus. Der jüngste ist 17 Jahre alt



Pinien im brasilianischen Kamp bei untergehender Sonne.

Lichtbild: Nerother Bund.

und sofort nach Erlangung der Obersekundareife hierher gekommen. Statt weiteres Geld in hoffnungslosem Studium anzulegen, kaufte der Vater seinem mutigen Jungen eine „Kolonie“ (25 Hektar Urwald) für 800 Mark. Mit Stolz zeigen sie ihre erste Nothütte aus Palmblättern und ihr jetziges kleines Bretterhaus. Sie erzählen von den Mühen der ersten Rodungsarbeiten, daß sie ein halbes Jahr sich nur von Reis und schwarzen Bohnen nährten. Nach erledigter Ausfaat arbeiten sie jetzt einige Wochen in einer Ziegelbrennerei im nächsten Dorfe, um bares Geld in die Hände zu bekommen und um die Kunst des Ziegelbrennens später beim Bau ihres Steinhauses anwenden zu können. Sollte der Junge wirklich in einiger Zeit Mut und Ausdauer verlieren und zurückkehren, so haben ihn diese Jahre doch gelehrt, unter einfachsten Verhältnissen schwere selbständige Arbeit zu leisten, abgesehen davon, daß sich selbstverständlich der Wert seines Besitztumes durch die hineingesteckte Arbeit vervielfacht hat.

Schwerer als alle Mühsale der Arbeit und des primitiven Lebens ist für den Neusiedler die Überwindung des Heimwehs, jener Traurigkeit, die ihn im Gedenken an Deutschland oft hemmungslos überfällt.

Einem deutschen Konsul machte einst in entfernter Neusiedlung ein Kolonist unter lebhafter Zustimmung aller Anwesenden den schwermütigen Vorschlag, drüben dem Auswanderer, dem zukünftigen Urwaldsiedler eine Karte von Deutschland in den Reisepaß zu kleben mit der Aufschrift: „Ich werde das alleinige Land deiner Sehnsucht sein, Wanderer, wer und was immer du seiest und wie immer es dir draußen ergehen möge.“

*

Lustiges Allerlei aus dem Reisetagebuch.

Besonders nette Erlebnisse knüpfen sich an unsern Besuch der kleinsten, weltfern gelegenen Kolonistendörfer, wo in oft

1/15

schon vierter Generation das Deutschtum rein und gut erhalten blieb.

Wenn auch die nun angeführten Episoden gerade nicht als Beweis für volles Verständnis unserer Aufführungen anzuführen wären, so machten sie uns doch viel Freude.

So kamen wir eines Tages in ein bahnnah gelegenes Urwaldsdorf, wo wir uns mit unserer Aufführung schon einige Tage vorher angemeldet hatten. Aber mit der Ankündigung eines „Totentanzes“ konnte der biedere Wirt, in dessen Saale die Sache steigen sollte, nichts anfangen. Seine Geschäftstüchtigkeit verleitete ihn dazu, durch Plakate Propaganda zu machen, und das Monstrum, das wir nach bewegter Autofahrt auf schlammigen Wegen zuerst erblickten, lautete so:

Huhu!

10 Uhr:

Huhu!

Totentanz der Nerother Spielgruppe.

Huhu!

Anschließend Geisterball!

Huhu!

Ob er uns das Auftreten als Geister während des nachfolgenden Balles zugetraut hat, wissen wir nicht. Auch zwischen 12 und 1 Uhr erschien nichts Geheimnisvolles. Geheimnisvoll war uns nur im Anfang die Weigerung einiger Mädchen, mit uns zu tanzen, bis es sich herausstellte, daß sie sich schämten, mit „Deutschländern“ barfuß zu tanzen.

Bei einer anderen Aufführung beobachtete ich gespannt die Wirkung unseres Spieles auf einen Neger, der, nebenbei gesagt, perfekt deutsch sprach und sich unter den Zuschauern befand. Als der Tod auf der Bühne erschien, sprang er mit einem Satz über zwei Bänke zur Türe hinaus und ward nicht mehr gesehen.

*

15



Indianertänze auf der Sonneninsel.

Lichtbild: Nerother Bund

Auf der Sonneninsel im Titicacasee.

Von den mächtigen Ruinen des Sonnentempels Kalasasaya bei Tihuanacu, Zeugen einer außerordentlich hochstehenden Kultur, die auf ein Alter von 1000 bis 1200 Jahren geschätzt werden, nimmt man an, daß die Wellen des Titicacasees bis an die Stufen des Tempels spülten, während dieser heute durch Sinken des Wasserspiegels 20 Kilometer entfernt liegt.

Ob die spätere Inkakultur sich auf die von Tihuanacu stützt und aufbaut, ist Hypothese einiger Gelehrter, während andere jeden engen Zusammenhang abstreiten. Garilaso de Vega, der Inkaprinz und Geschichtsschreiber seines Volkes, berichtet von den „großen und unglaublichen Gebäuden“ daselbst, erzählt aber als Sage der Abstammung des Herrscherhauses folgendes: Die Sonne, die einige Zeit verschwunden war, brachte nach ihrem Wiedererscheinen zwei ihrer Kinder, Manco und seine Schwester und Gattin Oclo auf die Sonneninsel im Titicacasee. Der Sonnengott gab ihnen die Weisung, daß sie ziehen könnten, wohin sie wollten, bis ein mitgegebener goldener Stab ihnen den Ort ihrer Niederlassung angeben würde. Im Tal von Cuzco verschwand der Stab in der Erde, und hier gründete das Herrscherpaar die Stadt, den „Nabel der Welt“, die später Mittelpunkt des großen Inkareiches wurde.

Unsere Ankunft auf der heiligen Insel fiel auf Himmelfahrt. Wir folgten den Tönen eigentümlicher Musik und finden in Höfen elender Lehmhütten die Indianer beim Tanz zu Ehren der heiligen Mutter Gottes. Männer mit hohen, zylinderähnlichen weißen Hüten aus Pappe, die mit Papageienfedern besetzt sind, die Brust mit einem gestreiften Tigerfell bedeckt, tanzen nach eintönigen, trostlosen Melodien, die durch Trommelschläge unterstrichen sind, einen primitiven Rundtanz. Die kreisende Schnapsflasche schafft in den Pausen immer neue Kräfte zur Fortsetzung, während schmutzige Indianerweiber zuschauen, ohne aber durch irgendein Mienenenspiel oder Augenleuchten zu verraten, daß das Geschaute sie irgendwie berührt. Die Hütten der Indianer, die noch in halber Leibeigenschaft

dem Zincaibesitzer zugehören, sind mit Stroh oder Ried bedeckt und enthalten nur einen Raum ohne Fenster. Das offene Feuer zwischen Steinen ist entweder in einem besonderen Raum einer Hütte ohne Rauchabzug oder im Hofe aufgebaut. Die schlecht gebrannten Tonkrüge sind von primitivster Art, ohne Verzierung, während Scherben mit herrlichen dekorativen Farbenmustern aus Inkazeiten in ihren Feldern liegen. Sie ziehen Hirse, Gerste, Damarwurzeln, Mais (der aber selten ausreift), den sie zwischen Steinen zerquetschen. Alle Hügel der Insel zeigen Spuren früherer Terrassen und ehemaliger höherstehender Landwirtschaft.

Kümmertlich wie die degenerierten Nachkommen eines hohen Kulturreiches, das hier auf der Insel eines seiner Nationalheiligtümer hatte, sind auch die Reste früherer Bauten. Im „Inkagarten“ mit Terrassen aus sorgfältig eingepaßten, aber unbearbeiteten Steinen wuchern heute Bäume und Sträucher, dazwischen Kalla und Georginen (Höhe 3800 Meter).

Vom Sonnentempel ist fast nichts mehr erhalten. Der heilige Felsen, eine aufsteigende Sandwand, hieß zuerst Titicaca und gab der Insel und später dem See den Namen. In quetschua bedeutet caca einen Felsen, titi in derselben Sprache „Blei“, in aymará „wilde Raute“. Anhaltspunkte für beide Deutungen finden sich aber auf der ganzen Insel nicht. Höchstens könnte ein Felsen die Form einer Raute gehabt haben. Dem Felsen waren früher drei Mauern vorgelagert mit drei Toren, durch die die Pilger barfuß schreiten mußten, um dann auch nur von weitem dem Stein ihre Verehrung darzutun (nach Middendorff).

Am südlichen Abhang des Felsens finden sich Ruinen eines Gebäudes mit Kammern und Gängen, das als der „Palast des Inka“ bezeichnet wird. Doch macht die Primitivität der Bauart diese Annahme unwahrscheinlich. Vielleicht war es das Haus der Priester und der Diener.

Nach dreitägigem Aufenthalt im gastfreien Hause des Hazienderos fahren wir mit einem Segelboot zum Wallfahrtsort Copacabana.

Ein Ausschnitt
der
Iguassu-Fälle
(Brasilien).



Lichtbild: Dr. Müller.

Am Iguassu.

Ich wußte vor meinem Dortsein von der Mächtigkeit dieses Falles, den man den schönsten der Erde nennt, hatte erfahren, daß seine Größe in der Welt nur hinter dem des Sambesi in Afrika zurückbleibt; kannte seine profaische geologische Entstehung: daß Basaltschichten, auf rotem Sandstein gelagert, jahrhundertlanges Auswaschen der weichen Schichten ihn gebildet hatten; wußte, daß die Breite der gewellten Fallkante annähernd 5 Kilometer und seine Sturztiefe durchschnittlich 70 Meter beträgt. Unzählige Beschreibungen und Bilder hatten uns ja zur Reise dorthin bewogen, die von Brasilien eine dreiwöchige Plage war auf Pfaden durch moskitogeschwängerten, in dumpfer Hitze brütenden, menschenleeren Urwald.

Flußfischer bringen uns bis auf 30 Meter an den Fall heran, indem sie ihre Boote an gespannten Drahtseilen vorsichtig durch das Inselgewirr vorwärtsführen, um der ungeheuren Saugkraft des Falles zu entgehen.

Wir stehen der „Garganta del Diablo“ gegenüber, werden von dünnem Wasserstaub berieselt und finden uns langsam zurecht in dem sinnbestürmenden Brausen und Toben.

Ich sehe, wie die Höllenzunge des Hauptkraters gelb und rauh in den Krater leckt, wie die dunklen Basaltmauern mit

weißen Bärten behängt sind, die als Schleierfahnen in den Teufelschlund flattern, erkenne, wie die ruhige Geschlossenheit eines dunklen Urwaldflusses zerrissen wird, daß seine Massen gleich Kometen mit Tropfenschwänzen ins Endlose stürzen, verschwinden und aufgelöst werden in einem brodelnden Hergensfessel böser Mischungen.

Dichter Wasserstaub wirbelt aus dem dumpf brodelnden Schlund und vernebelt das dunkle Felsental. Trotzdem heiße Dezember Sonne Brasiliens über dem schreienden Chaos brütet, reicht ihr blendender Glanz nicht aus, die nordische Dämmerung des Falltales zu durchdringen. Die zuckenden Schatten rastloser Uferschwalben im Nebelgebräu, die durch die dünnen Wasserscheier ihren Felsenhöhlen zustreben, verstärken nur noch das nordische, schemenhafte Bild dieses „Teufelsloches“, wie es der Anwohner nennt.

Neben der Wucht der zerfliegenden kochenden Wassermassen, der nackt wirkenden Naturkräfte, die meine Sinne betäuben, ist es gerade dieses fast unwahrscheinliche, unwirkliche Zusammentreffen nordischer und tropischer Welt, das meinem Innern den Schock versetzt, jenes Atemstocken bringt, wie es nur außerordentliche Erlebnisse hervorzurufen vermögen, dieses unerhörte, erstickende Gefühl des Überfallens von dem ganz Großen, Hintergründigen dieser Erde.

Das ewige Antlitz.

1. Reihe (von links nach rechts):
Lessing, Hauptmann (lebend),
Beethoven (lebend),
Lenau (?), Ranz,
L'Inconnue de la Seine, Charlotte
Volter.
2. Reihe: Napoleon,
Schopenhauer (lebend),
Beethoven (tot),
Liszt, Menzel,
Wedekind.
3. Reihe: Robespierre,
Schnorr v. Carolsfeld,
Moltke, Morike,
Mendelssohn-Bartholdy.

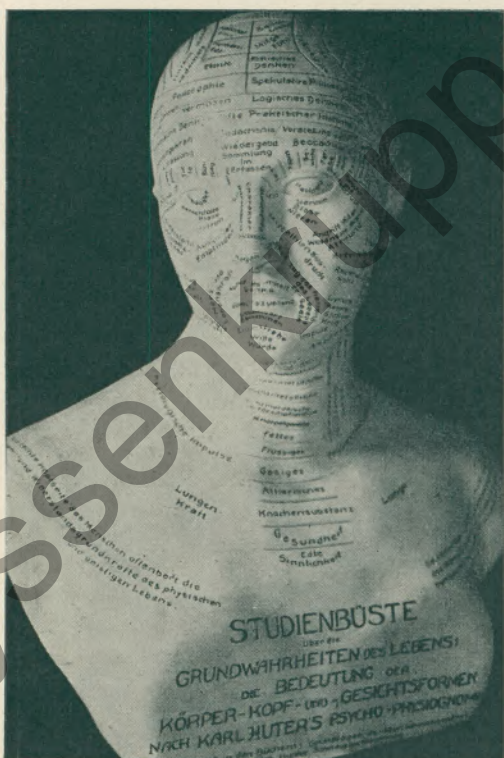


Bilder:
Kenstone View.

Der Tod als Dozent.

Ganz nahe der Charité, unter den vielen wissenschaftlichen Forschungsstätten der Medizin, gibt es eine der umfangreichsten Totenmaskensammlungen. Es ist kein Raritätenkabinett und auch nicht die Arbeitsstätte eines Sonderlings. Es ist ein Ort zur Beweisführung für die Theorien, die vom Katheder des Hörsaales herab aufgestellt werden zum Verständnis der menschlichen Erblehre, Charakter- und Rassenkunde. Die Studenten der medizinischen und philosophischen Fakultät erhalten hier unter diesem reichen Anschauungsmaterial praktisches Seminar. Studenten und Professoren wechseln, ein Lehrer aber ist immer anwesend, der große Dozent, der Tod. Auf all die Masken und Schädel ringsherum an den Wänden und auf den Tischen zeigt er mit unsichtbarem Finger, und mit unhörbarer Stimme erläutert er die Weisheit, die er durch viele Jahrtausende gesammelt hat.

Wenn man von Totenmasken spricht, ist das Wort eigentlich unzutreffend, denn nur die Lebenden tragen Masken zur Schau. Die Toten lassen alle ihre Masken fallen und zeigen sich so, wie sie ein Leben lang in ihrem Innersten waren. Ob Genie oder Durchschnittsmensch, Gerechter oder Verbrecher: im Leben kann sich der Mensch verstellen, aber mit dem Eintritt des Todes treten rücksichtslos die wirklichen Züge zutage. So gilt hier der Tod, der in Kunst und Literatur nur als der große Schweiger bekannt ist, als beredtes Zeugnis für die Vergangenheit und als ein Lehrer für die Zukunft. Große



Studienbüste.



Ein Student vergleicht die zu Goethes Lebzeiten abgenommene Maske mit der Studienbüste.

abgeschlossene Charaktere, wie Napoleon, Goethe, Kant, Lessing und viele andere, erzählen hier durch ihre Totenmasken, wie sie wirklich waren. Gewiß wird man aus den scharfen Zügen Napoleons den Zug nach Herrschsucht und auf den markanten Zügen eines Kant die körperlichen Leiden eines langen Lebens und die Leiden des seelischen Denkens wiederfinden können. Die Hand eines berühmten Raubmörders zeigt hier mit ihren kantigen, abstoßenden Linien fast dieselben „Züge“ wie seine Totenmaske, und Voltaires Persönlichkeit äußert sich sowohl in seinen greifenden krallenartigen Fingern wie in seinem charakteristischen Raubvogelkopf.

Die verschiedenen Schemen und Theorien studiert man hier, die Grundwahrheiten des Lebens, die Bedeutung der Körper- und Kopfformen, die Geheimschrift der Züge. Denn alles ist hier beschriftet, nicht nur auf der Modellbüste, wo jeder kleine Winkel seine begabungs- und charakterwissenschaftliche Bedeutung hat, sondern auch alle Furchen und Falten der vielen Masken. Nach diesem Schema hat die Maske Goethes viel zu erzählen, aber noch

I/19

viel mehr liegt in diesem Gesicht selbst, was nur der, welcher das Leben des großen Dichtergenies durchstudiert und verstanden hat, selbst herauslesen kann. Der Kopf eines Revolutionärs hat etwas ganz anderes zu sagen vor hundert Jahren und nach dieser Zeit. Der breite Schädel von Robespierre oder der durchgeistete Kopf von Dante sprechen andere Dinge als die Märtyrer früherer oder späterer Zeiten. Und die feine Maske jener siebzehnjährigen Schönheit, einer unbekannten Selbstmörderin, die in die Seine ging, zeigt in ihren Zügen all das Unfaßbare, Unverständliche, was in der Seele eines jungen Mädchens lebt.

Sehr charakteristisch für die Verwandtheit aller Menschen sind die Vergleiche, die sich durch das Nebeneinanderreihen der verschiedenen Totenmasken anstellen lassen. Am

interessantesten davon ist die Totenmaske Richard Wagners im Vergleich mit der eines alten Berliner Dienstmannes. Das große Genie aus dem Reiche der Töne und der einfache, in Mühe und Arbeit alt Gewordene, zeigen im Tode fast dieselben Züge.

R. B. C.

* * *

Unten: Eine Studentin vergleicht die Totenmaske Richard Wagners mit der eines alten Berliner Dienstmannes.



Hand und Totenmaske Voltaires.



19

Meine Totenmaske.

Von Ernst Wiechert.

Ich bin angemeldet, und der Professor empfängt mich in seinem Atelier. Zuerst ist es wie ein Besuch, harmlos, der Umgebung zugewendet. Wir rauchen und betrachten die Menschen- und Tierbilder, die in Ton, in Gips, in Marmor und Bronze ein schweigendes und verzaubertes Dasein in dem großen Raume führen. Der Hauch einer fremden Werkstatt umfängt mich, unähnlich meinem Schreibtisch, weil das innerlich Geschaute sichtbar dasteht, der göttlichen Schöpfung gleichsam näher, Raum verlangend und behauptend, an einen fremden Tempel erinnernd oder eine freigelegte Grabkammer.

Und dann beginnt es damit, daß ich ein Stück ungesalzene Butter in die Hand bekomme und mein Gesicht einreiben soll. Es scheint mir, daß die hellen Augen des Professors mich prüfend zu betrachten beginnen wie ein Objekt, und auch der Gehilfe, der die Gebärden eines chirurgischen Assistenten hat, fühler, sachlicher, gleichgültiger noch als der Professor, sieht sich im Raume um, ob auch alles da sei.

Und dann ziehe ich einen weißen Mantel an und liege auf dem Ruhesofa. Ton wird auf meine Augenbrauen und den Haaranfaß gelegt, Seidenpapier auf meine Wimpern. Eine unangenehme Erinnerung beginnt ganz langsam aufzusteigen, von bedrückender Ähnlichkeit an einen Operationstisch in einem Feldlazarett, einen Stabsarzt, der Sporen an den Stiefeln trägt, an blitzenden Stahl und einen süßlich betäubenden Duft, der sich würgend über das wehrlos sich bäumende Leben stürzt.

Aber das ist natürlich Unsinn. Es ist alles harmlos, immer noch. Die beiden dünnen Röhren, die man mir in die Nase führt, sind nicht angenehm, aber der Gips ist kühl, wohltuend und gleichsam eine tröstende Isolierung gegen alles Fremdartige des Raumes, der Hantierungen, der Absichten.

Ich liege ganz still, mit geschlossenen Augen, und empfangen die kühle Fremdheit der weißen Umhüllung. Langsam entfernt sich das Dasein des Bisherigen, geht fort, weiter und weiter, und läßt mich allein. Die Hände arbeiten nicht mehr an meinem Gesicht, die Füße sind nicht mehr da, sind hinter der Tür, in einem anderen Raum. „Sie gehen wie von einem Begräbnis“, denke ich zum ersten Male und lächle über den Gedanken. Aber hier geschieht es zum erstenmal, das Seltsame und mich leise Durchrieselnde: Das Lächeln gehorcht mir nicht mehr. Die Seele versucht es, aber die Lippen gehorchen nicht. Sie sind gefroren, eingeschlossen, erstarrt. Etwas ist über mir, das es verhindert, ein fremdes Dasein, eine wachsende Last, die ruhen will, die nicht will, daß unter ihr gelächelt werde, die die Versteinerung will, den Gehorsam, das Schweigen.

„So ist es also“, denke ich, „der Mund ist versiegelt, der Blick ist verhüllt. Und wenn deine Lippen schreien, deine Augen stehen wollten, sie würden es nicht können. Abgeschiedenen bist du vom Leben, der Erbarmung fremder Erweckung hingegeben. Zwar deine Hände sind beweglich, öffnen und schließen sich, wie du es willst, aber sie sind gleichsam taub, fremde Wesen, die sich an dir bewegen wie Äste sich an schweigenden Bäumen bewegen.“

Und langsam, zuerst gelehnet, aber immer wiederkehrend, sich behauptend, fließt eine eisige Kühle von der Stirn zu den Schläfen, über die Wangen, über den Mund. Und in dieser Kühle wächst die Last über dem verhüllten Antlitz, als häuften man kalte Eisenplatten über meine Wehrlosigkeit, die sich zu Bändern biegen und mich umklammern, unentrinnbar, wie kalte Erde einen Toten umklammert. Der Atem geht schwer, und die Hände heben sich, um das Gesicht aus seinem Gefäng-

nis auszubrechen, aber sie weichen zurück vor der weißen Maske, ohne sie zu berühren, wie vor einer fremden Majestät.

Ich liege still, lange Zeit. Ich beuge mich dem Bann, der über mich gefallen ist, und meine Gedanken gehen ernste und schwere Wege wie in einem Totenzimmer. Das Symbolische des Vorgangs hat mich angerührt, und in dem Schweigen über meiner Stirn erfüllt es mich wie unter einem Felsen die dunklen Quellen sich erfüllen mögen, wenn über fernem, fremder Welt der Regen nächtlich rauscht.

Und dann ist das Gesicht des Professors wieder da, der Raum, die Straße, das Dasein, und nur eine schwere, ganz ferne Erinnerung geht hinter mir her durch die Tage, wie an eine Schuld, an einen Krieg, oder an einen Tod.

Und dann, eine Woche später, halte ich die dunkel getönte Maske in der Hand. Der Professor spricht zu mir, aber ich antworte nicht. Ich presse die Finger um die fremde Kühle dieses fremden Gesichts, damit es nicht zu Boden stürze und zerbreche. „Nein“, will ich sagen, „nein . . ., ein Irrtum ist hier geschehen, nicht wahr . . ., ein törichtes, etwas grausamer Irrtum . . . das bin nicht ich, das ist ein anderer, ein Fremder, ein Toter, den ich nicht kannte . . ., nicht wahr, Herr Professor? Ein Fremder ist das doch, den wir beide nicht kennen? Ein Verschütteter aus dem Kriege vielleicht, ein verllorener Sohn der Erde, der nicht heimfind zu seinem Vaterhaus . . . ist es nicht so, Herr Professor?“

Aber der Professor sieht mich prüfend an und von mir auf die Maske. „Gut“, sagt er langsam, „sehr gut . . ., finden Sie nicht?“

Man schlägt das fremde Gesicht in ein Papier, und ich trage es nach Hause. Während des ganzen Weges scheinen die Menschen mich anzusehen als trüge ich einen Kindersarg unter dem Arm.

Und zu Hause erst, an meinem Schreibtisch, stellt das erschütterte Gleichgewicht sich langsam wieder her. Die Maske lehnt an der Bücherreihe vor mir. Die stille Lampe brennt, die Straße schweigt, aus einer fernen Wohnung kommt der leise Klang einer traurigen Melodie. Und wir beide sind allein, der Tote und ich. Es ist nicht das erste Mal, daß ich mit meinem eigenen Tode allein bin. Das dunkel Verborgene, das in uns schläft, und wacht, und wartet, mit der Geduld eines Tieres wartet, hat man aus mir herausgenommen und vor mich hingestellt. Man hat den Schleier von dem Allerheiligsten gehoben, man hat mein Ewiges aus meiner Zeitlichkeit gelöst. Und ich fühle, daß es mehr ist als ich, daß ich nicht Frieden finden werde, bevor ich mich nicht ausgerichtet haben werde zu seiner fremden Majestät, daß ich es nicht lassen werde, es segne mich denn.

„So ist es also, mein Bruder“, sage ich leise zu ihm, „so ist es, nun ich dich sehe von Angesicht zu Angesicht. Vergib, daß ich erschrak, aber es war nur meine Zeit, die vor deiner Ewigkeit erschrak. Ich kannte meine Stirn, aber ich kannte sie nur im Schimmer des Frohsinns, in den Falten des Unmuts, in den Schatten der Traurigkeit. Ich kannte nicht meine entkleidete Stirn, das Schweigende ihrer Wölbung, das Ausgelöschte ihrer kleinen Empfänglichkeiten, die Verklärung ihrer Bestimmung. Ich kannte meine Augen, wenn ich den Spiegel vor sie hob oder eines anderen Menschen Antlitz unter ihrem Leben aufleuchtete oder erlosch. Aber ich wußte nicht von dem Ewigen dieser Augen, von dem abweisenden Schlaf ihrer Lider, der schmerzlichen Schrift unter ihren Wimpern, wo die trocknende Feuchte aller Tränen zu den leisen Schatten gefroren ist wie die gefrorene Erde unter dem Tau eines Baumes, ich

Aus dem Inhalt der letzten Jahrgänge.

(Die mit einem * bezeichneten Aufsätze sind mit Abbildungen versehen, die Ziffern hinter den Aufsätzen bezeichnen Jahrgang und Heft.)

Industrie und Technik.

* Humor und Satire in der Technik (XII/7) — * Industriebaukunst (X/10) — * Warum unsere Kirchenbauer neue Wege suchen müssen (XI/4) — * Luftsprung über Hochöfen, Fördertürme und Torfmoore, eine Freiballonsfahrt über das Industriegebiet (IX/12).

Naturwissenschaften.

Die Achillesferse der Relativitätstheorie (XII/3) — Eugenik (XII/9) — * Liebesspiele der Tiere (XII/8) — Vier Jahrhunderte ringen um ein Problem (XII/9) — * Künstliche Urzeugung (XI/10) — * Wie man den Weltraum mißt (X/5).

Kulturgeschichte, Kunst und Literatur.

* Der Mensch des Altertums im Lichte der Technik (XII/11) — * Arbeitslosigkeit im Lichte der Geschichte (IX/9) — * Auslandsdeutschtum und deutsche Wirtschaft (IX/8) — * Bergbau und Metallurgie im vorgeschichtlichen Europa (IX/11) — * Deutsche Brunnen (XI/11) — * Das deutsche Grabmal (XI/8) — * Von der Kunst und Technik des Holzschnittes (X/1) — Umbruch zur Kultur (XII/7) — Kulturbriefe aus dem Ruhrgebiet — * Das Bauerntum in der bildenden Kunst (XII/10) — Die Aufgabe des Unternehmertums in der Menschenführung (X/12) — * Alte Messingkunst (X/5) — * Vom deutschen Recht im deutschen Sprichwort (X/6) — * Deutsches Rechtsleben im Mittelalter (XII/9) — * Meisterwerke der Waffenkunst (X/8) — * Lichtbildkunst der Gegenwart (IX/6) — * Weihnachten in der bildenden Kunst (XII/12). — Kulturbriefe aus dem Ruhrland (XI/10-12).

Staat und Wirtschaft.

* Brennstofflager als Drehpunkte der Weltpolitik (IX/4) — Bismarck und der Parlamentarismus (XII/11) — Wirtschaft und Auslandsdeutschtum (X/6) — Jugendnot — Volksnot (XII/8) — Der Weg lebendiger Führung (XII/6) — * Menschen am Werk (XII/7).

Arbeit und Beruf.

Die Frau im modernen Wirtschaftsleben (X/10) — Menschenführung (XI/8) — Wie finden Sie eine tüchtige Stenotypistin (XI/2).

Unterhaltung und Wissen.

Aus Kriegsbrieffen gefallener Studenten (IX/11) — Warum wir nicht zum Mond gelangen können (IX/11) — Zeit und Ewigkeit im Menschengesicht (X/11) — * Ruhrkampf (X/2) — * Das Antlitz des geistigen Deutschen von heute (XI/2) — * Erlebnis mit Kleist (XI/11) — Leistungen des unbekannten Menschen (XI/5) — * Kulturbriefe aus dem Ruhrland (XI/10) — * Die von der Scholle (XI/12).

Romanausschnitte, Novellen, Erzählungen.

Ein Deutscher ohne Deutschland. Von Walter von Moß (XI/10) — Von der deutschen Wandlung. Von Eugen Diesel (XI/12) — Rauch an der Ruhr. Von F. W. Beielstein (XII/12) — Volk ohne Raum. Von Hans Grimm (VIII/2) — Der Jüngling im Feuerofen. Von Heinz Steguweit (XII/11).

Reisen, Länder und Völker.

* Alpenflug (IX/3) — * Lapplandfahrt (IX/7) — * Wasserburgen im Münsterland (X/10) — * Eine Nordlandfahrt deutscher Jungen (XI/9) — * Raum und Politik im fernen Osten (XII/5) — * Spaziergang in Nordchina (XII/3) — Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien (XII/8) — * Bali, eine Südseeparadies (XII/4) — * Das deutsche Volksgesicht (XII/10).

Das Reich der Frau.

Die deutsche Frau im Auslande (X/6) — Die Frau im modernen Wirtschaftsleben (X/10) — Frauenberufsarbeit und Familienverantwortung (XII/1) — Frau und Familie (XII/12) — Wie finden Sie eine tüchtige Stenotypistin? (XI/2).



*Auch Sie
suchen*

... eine Zeitschrift

- die*, „gediegen und reich ausgestattet, bestrebt ist, von allem nur das Beste zu bieten.“
(Schwäbischer Merkur, Stuttgart)
- die*, „in bunt wechselnder Reihe Beiträge aus allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Kultur, aus Technik und Wissenschaft, aus Kunst und Literatur, aus Wirtschaft und Volkstum bringt.“
(Münchener Neueste Nachrichten)
- die*, „in bezug auf ihre Vielseitigkeit, ihre Gründlichkeit und ihren Inhalt eine Ausnahmestellung in der Unzahl der modernen Illustrierten einnimmt.“ (Dr. Demer, Direktor der Deutschen Schule in Sao Paulo)
- die*, „auf klarer Grundlage aufgebaut und bemüht ist, dem Gebildeten inmitten der Wirrnisse unserer Tage einen Ruhepunkt zu geben.“
(The New Era, New Ulm USA.)
- die*, „den Berufs- und Wissenskreis ihrer Leser in Beziehung zum wissenschaftlichen Hintergrund des Gegenwartsbewußtseins, zu den Grundlagen der Wirtschaftserkenntnis, zur Weltübersicht bringt.“
(Kölnische Zeitung)
- die*, kurz gesagt, „vorbildlich ausgestattet und von hoher, durchaus überparteiischer Werte geleitet, mit Recht als eine der vornehmsten Monatsschriften gilt, die heute in Deutschland herauskommen.“
(Deutsche Zeitung Sao Paulo)

Bestellen Sie ein Probeheft der vorstehend besprochenen Monatsschrift.

Lesen Sie „Das Werk“

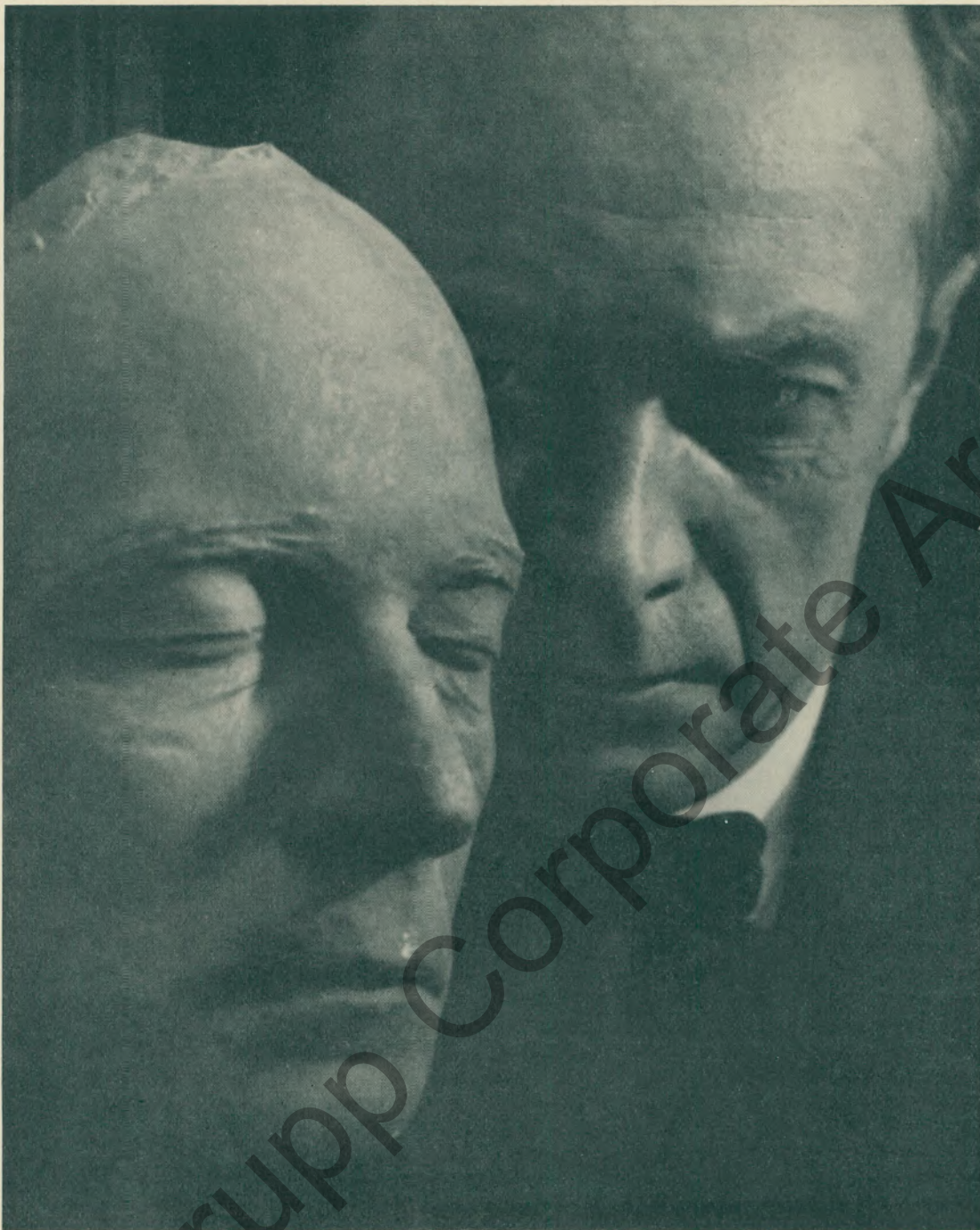
und prüfen Sie selbst, wie weit diese über 30 europäische und außereuropäische Länder verbreitete Zeitschrift Ihre Wünsche erfüllt, die sich mit dem einstimmigen Urteil der großen deutschen und deutschsprachigen ausländischen Tagespresse über „Das Werk“ decken.

Die Zusendung der Probehefte erfolgt an jede Anschrift unverbindlich und kostenfrei. Besondere Wünsche auf ein besonderes Heft (vgl. die umseitige Spalte: Aus dem Inhalt der letzten Jahrgänge) werden, soweit möglich, gern berücksichtigt.

Bestellungen auf Probehefte und Dauerbezug nimmt jede Buchhandlung im In- und Auslande, die Post oder die Geschäftsstelle der Zeitschrift „Das Werk“, Düsseldorf, Breite Str. 69, entgegen.

Der Bezugspreis (ausschließlich Porto) beträgt vierteljährlich (3 Hefte) nur RM. 2,—, ganzjährig (12 Hefte) RM. 8,—, Einzelheft 75 Pfennig.

Der
Dichter
Ernst
Wiechert,
Träger des
Volkspreises
1932
der „Wilhelm-
Raabe-Stif-
tung“ und des
„Schüneman-
Preises
1931“.



Sonder-
aufnahme
für
„Das Werk“
von
Schlitter,
Berlin.

mußte nichts von der Bitterkeit dieses Mundes, dem du seine ewige Form entrisstest als er noch zu lächeln meinte unter dem ersten leisen Druck des kühlenden Grabes.“

Ich nehme dich in meine Hand und wende dich leise zur Seite, bis der ganze Gram der brüderlichen Form sich mir erschließt. Nun ist es, als sei ein Leben lang der Schmerz von deiner Stirn herabgetropft auf das wehrlos Schweigende des Gesichts. Nun erst sieht es mich wissend an: der Schläfe umschattetes Tal, der Wange stolze Bitterkeit, der herbe Verzicht gleich einer schweigenden Schwelle unter des Lidés geschlossener Tür, und jener schmale Weg von der Nasenwurzel zum Mund, wie eingegraben von den Füßen hoffnungsloser Gedanken, die hier ins Schweigen gingen, verhüllt und stumm.

Ja, mein Bruder, es ist die Wahrheit, die du schweigst. Es ist mir, als hätte ich bei Johannes auf Patmos gefessen, entsiegelt in meinem Blick. „Was siehst du?“ „Ich sehe...“ Die dünne Schale zerbrach, und ich erschrak. Aber hinter dem Erschrecken stand schon die Demut der Erkenntnis und die Tapferkeit des Niedersteigenden, der zu den „Müffern“ nieder-

stieg. Ich habe meinen Tod gesehen, und über die Feigheit der Kreatur hinüber gab ich ihm die Hand. Es ist nicht der Tod der Welt als ein Gegenpol des Lebendigen, es ist mein eigener Tod, von mir geformt, in meines Lebens dunklern Schacht, ist mein ewiger Bruder, in stiller Kammer verschlossen bewahrt wie ein häßlicher Kranker, aber nun erhöht von meiner eigenen Hand, ohne Angst vor der Welt, aufgenommen an meinem Tisch, zu meiner Rechten, wie unsere Ehre es befehlt. Und da ist noch eine zweite Wahrheit, die du enthüllst, eine höhere gleichsam, die über alle anderen gebreitet ist: da ist der Friede, der Friede, von dem geschrieben steht, daß er höher sei denn alle Vernunft. Er löscht nicht aus, er setzt nicht ins Unrecht, nicht den Gram, nicht die Bitterkeit, nicht den Verzicht. Er läßt dies alles ruhen in sich als einen verdienten Lohn, aber er strahlt die leise Verklärung darüber hin, die nicht mehr mißt, nicht mehr wägt, nicht mehr rechnet, sondern die aus der schlafenden Tiefe aufsteigt wie der Duft der Verheißung über einem gefurchten Lande, gleich dem tröstenden Sinn des Wortes: „Denn ihre Werke folgen ihnen...“

Menschen in Eisnot.

Von Dipl.-Ing. B. Pantenburg.

(Mit 8 Aufnahmen des Verfassers.)

Alljährlich im Winter ist die vielfach zerklüftete Küste Finnlands einige Monate hindurch von starkem Eis blockiert. Um die für das Land dringend notwendige Schifffahrt unter allen Umständen aufrechtzuerhalten, unterhält der Staat mit großen Kosten eine Eisbrecherflotte von insgesamt sieben Spezialschiffen.

In den Monaten Februar und März und auch noch im April ist an den finnischen Küsten die Behinderung der Schifffahrt durch das Eis am stärksten. Wenn um diese Zeit herum der finnische Meerbusen schon breite Flächen offenen Wassers aufweist, dann treibt der Wind die Eismengen bald nach der estnischen, bald nach der finnischen Seite herüber — je nach seiner eigenen Richtung. Daher kann sich die Eislage in wenigen Stunden unter dem Einfluß des Windes grundlegend ändern; das Eis beginnt zu pressen, zu packen, zu „schrauben“, und die Seeleute und Fischer müssen zu diesen Zeiten ganz besonders auf der Hut sein — die Eisbrecher haben Tag und Nacht keine Ruhe. Hier muß ein festgekommener Dampfer „losgeeißt“ werden, dort ist ein Konvoi von Schiffen in den Hafen hinein oder in die offene See hinaus zu begleiten.

Wenn dann aber besonders schwierige Aufgaben zu erledigen sind, dann muß „Jääkarhu“ — der Eisbär —, der modernste und stärkste Eisbrecher der Welt, Finnlands ganzer Stolz, eingreifen. Er wird es schon schaffen. So auch im letzten Winter, als es 500 Fischer zu retten gab.

Der Verfasser des Aufsatzes hielt sich dank dem Entgegenkommen des finnischen Außenministeriums und des Seefahrtsamtes eine Zeitlang studienhalber an Bord dieses Eisbrechers auf und hatte so Gelegenheit, an der interessanten Hilfsexpedition teilzunehmen. Die nachfolgenden Ausführungen sind dem Tagebuch des Verfassers entnommen:

„Sonntag, den 14. März 1932, im Hafen Hangö, Südfinnland.

Auf dem Eisbrecher „Jääkarhu“ ist so etwas wie sonntägliche Ruhe eingezogen, nachdem man in der letzten Nacht unter großen Schwierigkeiten die letzten Dampfer aus den Häfen von Helsingfors bis ins offene Wasser heraus geleitet hatte. In diese wohlverdiente Ruhe pläzt um 14.30 Uhr ein Telegramm von „talatta“ (Rufname des finnischen Seefahrtsamtes) hinein:



Beim „Boren“ vor einem neuen Anlauf.

Born auf Deck das Gerät geretteter Fischer.



Ein Dampfer wird ins Schlepp genommen.



„Jääkarhu“ bei der Arbeit.



Handelsdampfer folgt in der Eissrinne.

Einige hundert Fischer von der „Karelischen Nase“, der Gegend zwischen Wiborg und der russischen Grenze, waren vor einer Woche bei Ausübung ihres Handwerks auf dem festen Eise von einem starken Nordoststurm überrascht und auf Eisschollen in Richtung jener Inseln abgetrieben worden. Die meisten hatten sich bisher retten können, waren aber bald mitsamt den Bewohnern in große Lebensmittelpnot geraten.

Bei den außerordentlich schweren Eisverhältnissen in dieser Gegend konnte nur noch der Eisbrecher „Jääkarhu“ helfen. Im Jahre 1926 bei Smith in Rotterdam gebaut, ist dieser Eisbrecher mit seinen 4825 Tonnen Wasserverdrängung und den drei Maschinen von zweimal 3000 bzw. einmal 3200 PS der modernste und stärkste der Welt. Die drei Schrauben, zwei Heck- und eine Bugschraube, verleihen dem Schiff eine große Manövrierfähigkeit, die moderne Ölfeuerung gewährleistet einen sehr großen Aktionsradius. Das eigenartige Verhältnis der Breite zur Länge, wie 1 : 4, vermittelst einen starken Eindruck von

den Kräften, über die dieses ungewöhnliche Schiff verfügt.

Gegen 4 Uhr legt „Jääkarhu“ vom Eisbrecherkai in Hangö ab. Mit äußerster Kraft geht Kapitän Westerholm bald auf östlichen Kurs. Nach einigen Stunden Fahrt durch dünneres Eis treffen wir auf schweres Eis, meist sogenanntes „skruvis“ (Schraubeis), vom Wind zusammengeballte Eisbrocken. Da ein kleinerer Dampfer in der Schärenhofrinne nach Helsingfors seit Tagen feststeht, soll er erst noch „losgeeißt“ werden. Weil dieses Schiff aber nicht für die Eisfahrt gebaut ist und zu schwache Maschinen hat, muß es „bugsiert“ werden, das heißt: es wird in Schlepp genommen. Dabei werden durch die beiden Ankerklüsen am Bug starke Stahltrossen hindurchgezogen und das Schiff mit Hilfe der riesigen Heckkabelwinde des „Jääkarhu“ dichtgeholet, bis der Bug in der tiefen Bugsierrille am breiten Heck fest anliegt. Nun nimmt der Eisbrecher langsam Fahrt auf und bringt den Dampfer hinaus bis zur „isbräm“, der Festeiskante.

Weiter geht die Fahrt nach dem Osten. In kurzen Zwischenräumen meldet der Bordfunke dem Kommandeur der finnischen Eisbrecherflotte nach Helsingfors den genauen Schiffsort. Hier im Seefahrtsamt bei Generaldirektor Jokinen laufen alle wichtigen Meldungen über den Eishilfsdienst zusammen. Er dirigiert auch die Eisbrecher an die Orte des jeweiligen Bedarfes. Die Bordfunkstation bekommt zweimal am Tage über



Ein finnisches Marineflugzeug wird geborgen

Lahfi bzw. über Hangö die Eisrapporte mit den Meldungen über die jeweilige Eislage an den finnischen Küsten.

Diese Rapporte werden zusammengestellt durch die 'Eisabteilung des Meeresforschungsinstitutes' in Helsingfors. Als Unterlagen dienen die Telephon- bzw. Radiomeldungen von über hundert Stellen — Lotsenstationen, bemannten Feuern, Hafenbehörden, Schärenfischern und den sieben Eisbrechern — längs den finnischen Küsten.

Am späten Abend wird rechts voraus das angesteuerte Feuer von Hoglands 'södra udde' (Südspitze der Insel Hogland) gepeilt, das in regelmäßigen Intervallen seinen Lichtkegel kreisen läßt. Westlich der Insel sichten wir die Scheinwerfer und Positionslaternen einer ganzen Anzahl Schiffe, um die sich der russische Eisbrecher 'Jermak' bemüht. Südlich Hogland zeigt sich im Lichte unserer starken Scheinwerfer bald außerordentlich schweres Eis. Riesige Packeiswälle, ohne eine leichter scheinende Stelle dazwischen, erscheinen im Blickfeld. Es sind die gleichen Eisfelder, auf denen die Fischer vor einer Woche durch den Sturm abgetrieben wurden — um zu gewaltigen Barrieren zusammengepreßt.

Ein schmaler Streifen offenen Wassers taucht plötzlich auf und gestattet uns, einen kräftigen Anlauf zu nehmen. Ein mächtiger Stoß erschüttert das Schiff bis in alle Fugen; krachend schiebt sich der stählerne, löffelförmige Bug hinein in die, besser auf die Eismassen, fährt wie auf einen Berg hinauf — und dann, als wenn es gegen einen Felsen gestoßen, steht mit einem Ruck das Schiff. Die Borderschraube, eben noch von 3200 PS getrieben, rührt sich einfach nicht mehr. Also äußerste Kraft rückwärts. Minutenlang arbeiten die achteren Maschinen wie irrsinnig im Wasser der gebrochenen Rinne, aber es ist Leerlauf, um keinen Zentimeter mehr kommen wir von der Stelle. Es muß also — 'ultima ratio' des Eisbrechers — mit 'Krängen' (Gewichtsverlagerung) versucht werden. In wenigen Minuten werden die innen auf Backbord eingebauten Wassertanks mit 400 Tonnen Wasser vollgepumpt; es gibt schon eine merkliche Krängung, dann werden die Wassermassen in die Steuerbordtanks herübergelassen — Krängung nach der anderen Seite. Endlich ist das Schiff wieder frei, um einen neuen Anlauf machen zu können. Der Kapitän meint: 'Was wir haben, ist Menschenwerk, aber das da ist das Werk der Natur; wir werden sehen, wer der stärkere ist.' Man muß den Tag abwarten, um bessere Sicht zu haben.

Früh in der Dämmerung eines klaren und eisigkalten Morgens beginnt 'Jääkarhu' mit frischen Kräften eine Bresche in die Eiswände zu 'bohren'. Langsam und mit vielen

Anläufen nähern wir uns dem Dorfe Suurkylä an der Ostseite der langgestreckten und bis zu 200 Meter ansteigenden Insel Hogland. Wir halten etwa eine Meile entfernt vom Dorfe. Fast hundert Fischer mit vielen hochbepackten Schlitten, auch einige Pferde nehmen wir in kurzer Zeit an Bord.

An die südöstlich gelegene Insel Tytärsaari kommen wir nicht einmal so weit heran; die Schraubeiswälle, die nach der Insel zu in regelrechte, viele Meter starke Barrieren übergehen, sind einfach unüberwindlich. Über 200 Fischer, 22 Pferde und eine Unmenge Schlitten und Gerät nehmen wir hier an Bord. Es ist nun ein unübersehbares Gewimmel von Menschen und Tieren auf dem Eisbrecher.

Wieder unterwegs, retten wir aus den Eisbrockenfeldern noch einige halbverhungerte Menschen, die die Marineflieger uns durch Funkpruch gemeldet haben. Auch ein notgelandetes Flugzeug mit gebrochenen Flügeln und Rufen nehmen wir unterwegs an Bord.

Mitten im Eise müssen wir die zweite Nacht verbringen. Ein starker Schneesturm läßt die Scheinwerfer keine 50 Meter weit dringen. Die vielen Menschen schlafen, so gut es geht, an Deck in windgeschützten Ecken und auf den Treppen und Gängen im Mannschaftsdeck. Am folgenden Tage kommen von Lavansaari, das wir nach vielstündigem Kampfe mit den Eisbarrieren endlich erreichen, noch weitere 130 Menschen und einige Pferde an Bord.

Der starke Wind aus Norden hat die Eismassen in südlicher Richtung in Bewegung gesetzt, so daß 'Jääkarhu' zunächst noch sehr schwere Arbeit hat; dann aber treffen wir immer mehr auf breite Spalten mit offenem Wasser, die nach Möglichkeit ausgenutzt werden. Wir können nun Kurs nach Westen zu nehmen.

Noch am Abend desselben Tages kommen wir an die Außeninseln der finnischen Küste heran. Der Teil der Leute, der über Pferde und Schlitten verfügt, geht hier auf das feste Eis, um die Heimfahrt anzutreten. Die anderen aber sollen mit nach Hangö, um von dort aus per Bahn in die Heimat geschickt zu werden.

'Jääkarhu', der starke finnische Eisbär, hat nun seine Aufgaben erledigt. Menschen, Tiere und Material sind gerettet. Kapitän Westerholm telegraphiert an den Chef nach Helsingfors: 'Alles klar; bin auf dem Wege nach Hangö. Eintreffen wahrscheinlich morgen abend, abhängig von den Eisverhältnissen längs der Küste.'



Auf Eisshollen abgetriebene Fischer kommen an Bord.



Pferde werden übernommen.



Friedliches Durcheinander.

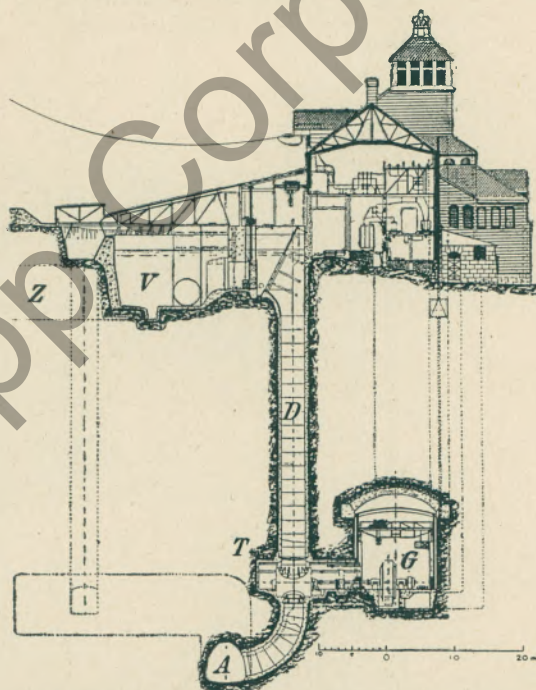
Das
nörd-
lichste
Kraft-
werk
der
Erde
—
unter
der
Erde.



Das Porjus-Kraftwerk am Lulea-Elf.

Es ist bezeichnend für die schwedische Eigenart, daß ein in den Jahren 1911 bis 1914 errichtetes technisches Wunderwerk bis heute nur einem kleinen Kreis von Sachleuten und einigen Touristen bekannt ist. Außer der vornehmen Bescheidenheit, die auch heute noch die meisten Schweden auszeichnet, und ihrer bewußten Zurückhaltung von marktschreierender Propaganda liegt es wohl zu einem guten Teil an dem entfernten Gebiet, in dem dieser einzigartige Bau entstanden ist.

Gerade der Bau dieser Kraftstation im äußersten Norden Schwedens, der bereits jenseits des Polarkreises liegt, macht ihn zu einem der interessantesten und seltsamsten von Europa. In Lapplands unermesslicher Schneewüste liegt das staatliche Kraftwerk Porjus und erzeugt den Lebensstrom für ein riesiges Gebiet zwischen dem Bottnischen Meerbusen und dem Golfstrom. Seine Elektrizität erzeugenden Turbinen und Generatoren versorgen den nördlichsten „Europa-Empfänger“, der das östliche Lulea mit dem nordwestlichen Narvik (in Norwegen) verbindet und vorwiegend dem Transport lappländischer Eisenerze dient, sowie die gesamten Bahnen, Verladeeinrichtungen, Grubenmaschinen



Die Skizze zeigt das Werk im Querschnitt. Im oberirdischen Teil des Baues befinden sich lediglich die Anlagen zur Weiterleitung des erzeugten Stromes, auf welche die Temperatur keinen Einfluß hat. Die Kräfteerzeugung geht durch Turbinen (T) und Generatoren (G) tief im Felsen vor sich. Diese Räume sind mit der Oberwelt nur durch Fahrstühle verbunden. Vom Zulaufstunnel gelangt das Wasser in ein Verteilungsbecken und stürzt von dort durch die Druckschächte (D) auf die Turbinen, die mit je einem Maschinenaggregat verbunden sind. Dieser besonders tiefe, senkrechte Fall übt eine so ungeheure Saugwirkung aus, daß eine Vereisung der Zulauföffnungen am See auch bei stärkster Kälte unmöglich ist. Nachdem das Wasser seine Dienste geleistet hat, fließt es durch den Ablaufkanal (A) unterhalb der Fälle in den Lulea-Elf.

und Hütten der kleinen Ortschaften in der Provinz der unerschöpflichen Eisenberge.

Außer kümmerlichen Fichten und Rentierflechte gibt es nur Stein, Schnee und Eis. Fast sieben Monate ist dort härtester Winter; die Temperatur geht in dieser Zeit nicht über den Gefrierpunkt hinaus, und eine Kälte von minus 45 Grad ist keine Seltenheit. Aus diesem Grunde war die Anlage eines Wasserkraftwerkes ein äußerst schwieriges Problem, denn wenn das für den Turbinenantrieb notwendige Wasser kein besonders starkes Gefälle hat, vermag die Saugwirkung nicht dem starken Frost zu widerstehen. Darum wurde der Gefahrenpunkt, die Turbineneinrichtung, so tief in die Erde verlegt, daß auch bei größter Kälte keine Eisgefahr zu befürchten ist. Und die „Wärme“, ein sehr relativer Begriff in dieser Tiefe (etwa 60 Meter), reicht gerade hin, um eine Eisbildung bei dem empfindlichen Organismus der Turbinen zu verhindern; die oberen Anlagen, beim Wassereinlauf, Zulaufstunnel und Wehrbau, verwandelt der Frost in Tropfsteinhöhlen mit gewaltigen Eiskristallen.

E. S. Zilch.



Das
Expeditionsschiff
„Gustav Holm“
im Grönlandeis.

Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt.

Sechs Ausschnitte aus dem Rechenschaftsbericht der deutschen Grönlandexpedition 1930/31*, mit Einleitung, verbindendem Text und 15 unveröffentlichten Lichtbildern von Kurt Herdemerten, Mitglied der Deutschen Grönlandexpedition 1930/31.

Einleitung.

Von Kurt Herdemerten.

Wenn man sich mit den Aufgaben und Zielen einer wissenschaftlichen Expedition näher befaßt, wird man bald erkennen müssen, wie eng Wissenschaft und Technik miteinander verwachsen sind, und wie sie beide dem gleichen Ziel entgegenstreben: Weiterarbeit am Fortschritt und Aufbau, Schließen der Lücken, die bei diesem Streben nach Weiterent-

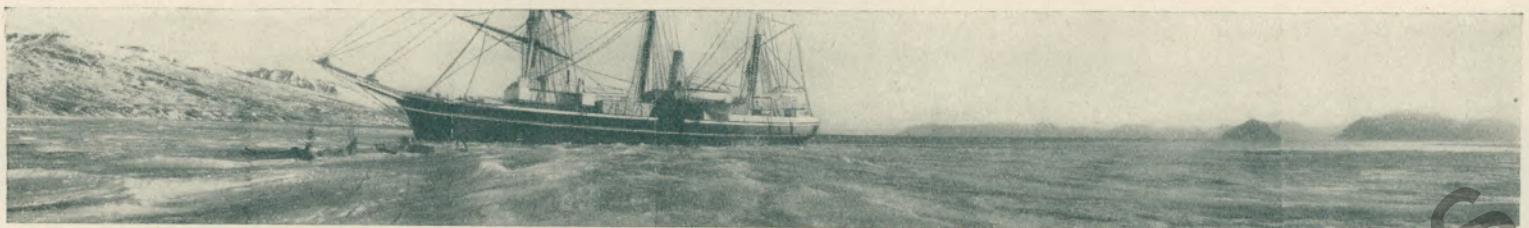
wicklung entstehen und die sich nicht durch Arbeit in Laboratorien und Versuchsanstalten bewältigen lassen. Es gibt nun einmal Probleme, wo die Natur als Laboratorium herhalten muß.

Oftmals ist es schwer, den Zusammenhang zwischen reiner Wissenschaft und praktischer Ausnutzbarkeit zu erkennen. Geht man den Dingen aber näher auf den Grund, wird man ihn finden.

Vergegenwärtigen wir uns kurz in diesem Streben nach Erkenntnis die Aufgaben der von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaften 1930/31 veranstalteten Expedition, die unter Leitung Professor Alfred Wegeners sich die Erforschung Grönlands zum Ziele gesetzt hatte.

Das eigentliche Lebenswerk Alfred Wegeners ist die Kontinentalverschiebungstheorie. Sie stützt sich auf kontinentale

* Die Erlaubnis zum Abdruck der Auszüge aus dem kürzlich erschienenen Buch „Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt, geschildert von seinen Reisegefährten und nach Tagebüchern des Forschers“ (300 S., 5 Rundbilder, 122 Abbildungen, 11 Karten, Grundrisse und Übersichten), verdanken wir dem Entgegenkommen des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig. Der verbindende Text Herdemertens ist durch Einrücken kenntlich gemacht.



Das Expeditionsschiff „Gustav Holm“ im Eis vor Umanak. Die Panoramaaufnahme gibt einen Aus-

Einblick in die Eiszeiten und nimmt an, daß in Urzeiten die heutigen Kontinente der Erde ein Ganzes bildeten, daß unter den Einwirkungen örtlicher Eiszeiten der große Kontinent sich spaltete und die einzelnen Teile unter dem Einfluß der Erdumdrehung in ein Gleichgewichtsverhältnis zu kommen suchten. Es fehlte aber bisher der praktische Nachweis, daß größte Eismassen eine Erdscholle — man muß sich diese wie eine auf dem Wasser schwimmende Eisscholle vorstellen — derart belasten, daß entsprechend der Druckverteilung sich eine ungeheuer große Mulde bildet, an deren Rändern die Kontinentalsprünge zu finden sind.

Wegeners Grönlandexpedition wollte versuchen, diesen Nachweis zu erbringen und — hat ihn erbracht.

Eine zweite Hauptaufgabe bestand in der Erforschung der Wetterverhältnisse auf Grönland. Das europäische Klima ist abhängig von den Hoch- und Tiefdruckgebieten, die vom Atlantischen Ozean einerseits und aus der Polarregion andererseits auf unseren Kontinent zuwandern. Hier treffen sie sich, und hier ist ihr Kampfgebiet. Die Nord- oder Kaltluftzyklone entstehen in Grönland, einem der Kältepole unserer Erde. Dieser Ursprungs-herd war noch nicht erforscht. Um Wettervorhersagen auf längere Sicht aufstellen zu können, muß aber der Meteorologe sich eine lückenlose Kenntnis des gesamten grönländischen Klimas verschaffen. — Die Vorteile einer ausgedehnten Vorbestimmbarkeit der Wetterlage für Landwirtschaft und Industrie hätten daher schon allein die Durchführung einer Grönlandexpedition vollauf gerechtfertigt.

Wissenschaftliche, technisch-wissenschaftliche und rein technische Aufgaben in reichster Fülle harften also der Lösung, als wir am 1. April 1930 von Kopenhagen nach Grönland aufbrachen. Undenkbliche Strapazen und Entbehrungen, tiefster Schmerz über den Tod unseres großen Führers, aber eine reiche Ernte wichtiger Erkenntnisse und Entdeckungen lagen hinter uns, als wir 18 Monate später wieder die Küste von Europa auftauchen sahen.

In Island nahmen wir Ponnys an Bord, da Wegener den Transport unserer 120 000 Kilogramm Gepäck auf das Grönländische Inlandeis über einen der vielen Gletscher der

Küstengebiete durchführen wollte. Eine morsche Meereisdecke lag zwischen unserem Expeditionsschiff „Gustav Holm“, als wir uns der Küste näherten, und 38 Tage haben wir warten müssen, bis die grönländischen Fallwindstürme diese Decke zertrümmerten und den Weg freimachten. Kaum wieder einzubringender Zeitverlust, denn der Polar Sommer ist kurz, und wie ein drohendes Gespenst steht die Dunkelheit des Polarwinters ständig vor unseren Augen. Tag und Nacht unglaubliche Anstrengungen, um noch rechtzeitig die ungeheure Menge Gepäck, die uns fast erdrückt, „aufwärts“ zu schaffen, da sonst eine Katastrophe kaum zu vermeiden ist. Wild zer-rissene Gletscherbrüche müssen gangbar gemacht werden, durch gewaltige Moränenblöcke wird ein Weg angelegt. Drei große Hundeschlittenreisen nehmen das Gepäck am Rande des Inlandeises auf und dringen in das Innere der Eiswüste vor. 400 Kilometer im Innern wird die Zentralstation errichtet. An der Ostküste in Meereshöhe soll eine Abteilung versuchen, selbständig arbeitend, eine Station zu errichten. Diese bricht, schon von Kopenhagen an getrennt von der Hauptexpedition,

auf und kann im Winter mit uns in funktelegraphische Verbindung treten. An der Westküste wird ebenfalls in Meereshöhe die Station Kammarujuk aufgebaut, und endlich im letzten Augenblick, schon in der Dunkelheit, bei Beginn des Polarwinters gelingt es, auch noch die Hauptstation der Expedition auf einem der Abflußgletscher des Inlandeises, dort, wo der Übergang zwischen Inlandeis und beginnendem Gletscher ist, in 1000 Meter Höhe fertigzustellen.

Der Organisationsplan ist durchgeführt, die Arbeitsbasis geschaffen. Quer über den ganzen Kontinent sind die Stationen verteilt. In Meereshöhe an der Ost- und Westküste je eine Station: Skorresby Sund und Kammarujuk; in 1000 Meter Höhe am Rande des Inlandeises an der Westküste die Weststation; in der Mitte des Kontinentes, in 3000 Meter Höhe, die Station Eismitte oder Zentralstation. Alle Höhenlagen waren bestens erfasst. Das Werk und damit der Erfolg schienen gesichert.

Ein Funkpruch aus „Eismitte“: „Zuwenig Petroleum, Überwinterung fast unmöglich“, erschütterte die zuversichtliche Hoffnung reibungslosen



Übersichtskarte von Grönland

Unsere Leser sagen:

G. H. Kockelkorn, Hauptschriftleiter des Wochenblattes der Deutschen Volkspartei „Erneuerung“, Berlin:

Ich selbst bin seit langem ein treuer Leser der „Auslese“ und habe sie seinerzeit auch dem verstorbenen Reichsaußenminister Dr. Stresemann, dem ich persönlich sehr nahestand, empfohlen. Herr Dr. Stresemann hat dann ebenfalls bis zu seinem Tode die „Auslese“ Nummer für Nummer verfolgt.

Frhr. v. Vogelsang, Köln:

Ich muß sagen, daß ich, als ich die Auslese in der Universitätsbuchhandlung in Köln entdeckte, freudig überrascht war, denn schon lange hatte ich den Wunsch nach derartigem, nach einer allumfassenden, auf höherem Niveau stehenden, überparteilichen Zeitschrift. Die Auslese erwirbt als wahrhafter Leuchtturm im Meere der Zeitschriften mit jeder Nummer neu ihre Daseinsberechtigung. Ich habe noch in jedem Heft Aufsätze gefunden, die mich fesselten und mein Wissen erweiterten, so daß ich die „Auslese“ als ein äußerst modernes Tageslexikon betrachte.

Preise und Porto

	Einzelheft	Porto	3 Monate	Porto	Postscheckkonto
Deutschland	RM. 1.—	—08	2.50	—24	Berlin 78344
Saargebiet	Fr. 6.10	—30	15.—	—90	Saarbrücken 4703
Belgien	Fr. 8.50	—40	21.30	1.20	Brüssel 286044
Dänemark	Kr. 1.30	—13	3.40	—40	Kopenhagen 14992
Danzig	G. 1.20	—06	3.05	—18	Danzig 1205
Frankreich	Fr. 6.10	—30	15.20	—90	Paris 110023
Jugoslawien	Din. 18.—	—90	45.—	2.70	Belgrad 68013
Lettland	L. 1.25	—06	3.15	—18	Riga 3606
Luxemburg	Fr. 8.50	—40	21.30	1.20	Luxemburg 683
Niederlande	fl. 0.60	—03	1.50	—09	Haag 127657
Österreich	S. 1.90	—10	4.80	—30	Wien D 75267
Polen	Zl. 2.10	—10	5.30	—30	Warschau 191082
Schweden	Kr. 1.30	—13	3.30	—40	Stockholm 4172
Schweiz	Fr. 1.23	—06	3.10	—18	Bern III-5981
Tschechoslowakei . .	Kc. 8.—	—40	20.—	1.20	Prag 77902
Ungarn	P. 1.40	—07	3.50	—21	Budapest 59352
U. S. A. u. Kanada . .	\$ 0.27	—03	—66	—09	
Übriges Ausland . .	RM. 1.—	—10	2.50	—30	

Verlag Luken & Luken, Berlin SW 19

Senden Sie uns, bitte, diesen Abschnitt ausgefüllt als Drucksache zu, und Sie erhalten umgehend eine Probenummer zugesandt.

Verlag LUKEN & LUKEN, BERLIN SW 19/1, Alte Jakobstraße 88.

Ich bitte um Zusendung des letzterschienenen Heftes der „Auslese“ und werde Ihnen nach Einsichtnahme entweder das Heft zurücksenden oder Ihnen den Preis des Heftes überweisen oder abonnieren.

Name und Adresse:

DIE AUSLESE

BRINGT
ARTIKEL
AUS
ZEITSCHRIFTEN
DER GANZEN WELT



Die *Auslese* gibt die wichtigsten und interessantesten Aufsätze aus Zeitschriften der ganzen Welt — bei nichtdeutschen in deutscher Übersetzung — ganz oder auszugsweise wieder.

Sie macht Sie mit den bedeutendsten Zeitschriften aus allen Kulturländern bekannt und informiert Sie über alle Probleme der Welt.

Sie vertritt weder politische noch irgendwelche anderen Tendenzen. Von ihrer unparteiischen Einstellung zeugt die Auswahl ihrer Artikel.

Inhaltsverzeichnis der Januar-Ausgabe 1933:

Bürgerkrieg in China	<i>The China Weekly Review, Schanghai</i>	1
Ablösung der Wache	<i>Les Annales, Paris</i>	2
Patrioten und Patro-Idioten	<i>The Modern Thinker, New York</i>	4
Weltelehre	<i>Die Koralle, Berlin</i>	7
Isabella die Katholische	<i>Larousse Mensuel, Paris</i>	11
Der Arbeiter in Sowjetrußland	<i>Current History, New York</i>	14
Der „Drang nach Osten“	<i>Revue Bleue, Paris</i>	17
Kindheitskonflikte	<i>Zeitschr. f. psychoanalyt. Pädagogik, Wien</i>	19
Aji-no-moto	<i>Der Naturforscher, Berlin</i>	24
Unsere höhere Schule	<i>Samtiden, Oslo</i>	25
Das moderne Minderheitenrecht	<i>Die Frau, Berlin</i>	28
Bedrohte eherechtliche Stellung der Frau	<i>Christliche Welt, Gotha</i>	33
Die USA. im Weltkriege	<i>Wissen und Wehr, Berlin</i>	36
Deutscher Herren-Klub	<i>die neue linie, Leipzig</i>	41
Weltpolitische Perspektive	<i>Unsere Welt, Bielefeld</i>	43
Blick nach Italien	<i>Freie Welt, Gablonz</i>	45
Überschwemmung?	<i>Der Bosch-Zünder, Stuttgart</i>	50
Die Druiden	<i>The Christian Community, London</i>	53
Fords Friedensschiff	<i>Reader's Digest, Pleasantville</i>	57
Südamerikanische Meditationen	<i>Sintesis, Mexiko</i>	60
Und sie bewegt sich doch!	<i>Die Koralle, Berlin</i>	63
Die deutsche Adoptionsstelle	<i>Ethik, Halle</i>	67
Technokratie	<i>The New Outlook, New York</i>	69
Der Arzt als Fürsorger und Heiler	<i>Ärztlicher Wegweiser, Berlin</i>	72
Wende eines medizinischen Kampfes?	<i>Das Tagebuch, München</i>	73
Napoleon II.	<i>De Vlaamsche Gids, Gent</i>	77
Kleine Übersicht		79

Presse-Urteile:

Neckar-Zeitung, Heilbronn:

Wir können die famose Idee dieser Zeitschrift nicht hoch genug preisen. Sie bringt in völlig unparteiischer Auswahl, lediglich das allgemein Interessierende im Auge, die bedeutsamsten Artikel aus Zeitschriften des In- und Auslandes über Politik, Wissenschaft, Religion, Kunst und Originelles aus Welt und Leben.

Der Hort, Prag:

Die Redaktion dankt bestens, daß man sie auf diese Zeitschrift aufmerksam gemacht hat. Diese ausgezeichneten Hefte stellen wirklich eine *Auslese* des gesamten Zeitschriftentums aller Welteile und aller Sprachen dar. Die „*Auslese*“ muß jeden Intellektuellen interessieren, da sie keine Begrenzung in der Auswahl ihrer Themen kennt, wohl aber eine scharfe Begrenzung hinsichtlich der Qualität ihrer Artikel. Es wird monatlich in 30 und mehr Artikeln oder deren Auszügen Kultur, Politik, Religion, Rassenfrage, Technik, Wirtschaft, Erziehung, Medizin — kurz alles behandelt, was Menschen angeht.

Hamburger Acht-Uhr-Abendblatt:

Die außerordentlich geschickt aufgezugene internationale Zeitschriftenschau geht jetzt schon ins 6. Jahr. Aus 3 Erdteilen, aus 10 Ländern sind wieder wichtige Artikel zusammengetragen und bieten einen interessanten Durchschnitt durch die Fragen, die uns gegenwärtig bewegen.

Neue Deutsche Zeitung, Porto Alegre (Brasilien):

Die „*Auslese*“ braucht kaum noch empfohlen zu werden, wer die kleinen handlichen Heftchen einmal in die Finger bekommen hat, läßt sie nicht mehr los, weil der Spürsinn ihrer Schriftleitung nach interessanten Stoffgebieten den Leser der Mühe enthebt, sich aus vielen in- und ausländischen Druckschriften das mühsam zusammenzusuchen, was jedes *Auslese*heft ihm mühelos darbietet. Warum „*Auslese*?“ Der Titel ist doppelsinnig: Nicht nur wird eine *Auslese* geboten, sondern jedes Heft wird garantiert von A bis Z auch vom Bezieher „ausgelesen“.

Donauwacht, Ulm:

Das neue Heft der ausgezeichneten Monatsschrift enthält wieder eine solche Menge vorzüglicher Artikel, daß es wirklicher Ersatz für viele teure Bücher ist. Dabei ist die *Auslese* absolut frei von jeder einseitigen Einstellung.

Freie Stimmen, Klagensfurt:

Diese vortreffliche Auswahl aus Zeitschriften aller Sprachen sind Abhandlungen von ebenso zeitgemäßem wie bleibendem Wert. Wer die *Auslese* regelmäßig liest, darf sich rühmen, einen Überblick über das gesamte Geistesleben der Gegenwart gewonnen zu haben.



schnitt von etwa 30 km Breite wieder. Die Berge im Hintergrund (Mitte links) sind etwa 60 km entfernt.

Gelingens. Die Zentralstation schien gefährdet, der Hilferuf kam spät, zu Beginn des Winters. 400 Kilometer — ein weiter Weg im Polargebiet, fast unmöglich, wenn der grausame arktische Winter seinen Einzug gehalten hat. Professor Wegener selbst versucht den Marsch, erreicht die Station und kommt auf dem Rückmarsch zur Weststation um. Die Stationen wissen nichts voneinander, und der lange Winter geht in banger Sorge herum. Das zeitigste Frühjahr bringt erneut entbehrungsreichste Vorbereitungsarbeiten zur Ausrüstung einer Hilsexpedition, welche die Weststation vorschicken muß. Der tote Führer wird gefunden, sein Begleiter Rasmus ist verschollen.

Nerven- und Körperkraft sind fast verbraucht. Und doch wollen wir den Kampf aufnehmen. Trotz dem Tod des Führers. Können wir ihm, an dem wir alle in großer Liebe und Verehrung hängen, ein größeres Denkmal errichten als durch die Vollendung seiner Aufgaben und Arbeiten? Sein Geist ist bei uns, noch sind wir beherrscht von seinem Willen und seiner zähen Energie.

Als Professor Kurt Wegener, der Bruder des verstorbenen Professors Alfred Wegener, von der Notgemeinschaft entsandt, um die Arbeiten seines Bruders zu Ende zu führen, im Juli die Weststation erreicht, findet er ein leeres Haus. Die Kameraden arbeiten schon lange in einzelnen Gruppen auf dem Inlandeise, in der tödlichen Einsamkeit. Der Weg war uns vorgeschrieben, der Geist des toten Führers blieb unter uns.

Was für eine reiche Fülle von Arbeiten wurde durchgeführt, unter welch furchtbaren Bedingungen, oft nur unter Aufbietung aller Kräfte. Es ist wohl für einen Menschen, der das Polargebiet nicht kennt, fast unvorstellbar, was für Entbehrungen und Strapazen durchgekämpft werden müssen, will man seine Arbeiten dort oben durchführen. Auf dem Inlandeise in Grönland herrschen ständig starke Stürme, und der Treibschnee macht die Arbeiten bei Sommertemperaturen von oft 30 Grad Kälte fast zur Unmöglichkeit. In durchschnittlich 2500 Meter Höhe ist die Luft schon so dünn, daß die körperlichen Arbeiten zu schwersten Anstrengungen werden.

Monate hindurch nur im dünnen Zelt auf dem Eise zu leben, das Entbehren jeder geringsten Bequemlichkeit, ja selbst ein-

mal der geringsten Körperpflege, wie Waschen usw., stellen die größten Ansprüche an die physische Kraft der Kameraden.

Aber das Programm wird abgewickelt. Zwischen der Weststation und der Station Eismitte arbeiten die Expeditionsteilnehmer in einzelnen Gruppen zu zwei und drei Mann. Als Hundekutscher leisten die Grönländer unschätzbare Dienste. Mit zäher Energie wird der Natur ein Geheimnis nach dem andern entrisen, und mit dem Heranrücken des Herbstes 1931 sind die Aufgaben der Expedition Schritt für Schritt gelöst worden. Bis in den beginnenden Winter sind die letzten Arbeitsgruppen auf dem Inlandeise, bis auch die letzten Lösungen gefunden sind.

Die Herausreise gestaltet sich in dieser Jahreszeit außerordentlich schwierig, denn die Spalten des Randgebietes sind schon wieder durch Schneebrücken geschlossen, und nur mit größter Wachsamkeit ist es gelungen, daß alle Abteilungen ohne ernststen Unfall glücklich die Weststation wieder erreichen.

Die wissenschaftlichen Apparate werden mit den reichen Ergebnissen wieder zum Kamanarujak-Fjord heruntertransportiert, die Tagebücher mit den wertvollen Ergebnissen werden gehütet wie ein großer Schatz, damit nicht noch zum Ende die mühselig errungenen Resultate verlorengehen.

Dann trägt uns das Schiff der dänischen Regierung in stürmischer bewegter Fahrt über den Ozean der Heimat entgegen. Im Hafen von Kopenhagen werden wir empfangen. Aber unser Gedanken weilt hoch oben auf dem grönländischen Inlandeise, wo zu Füßen eines schlichten, 8 Meter hohen Stahlkreuzes der tote Führer in einer Gruft im Eise seine ewige Polarnacht gefunden hat.

I. Ausreise und Wartezeit.

Mit Auszügen aus Alfred Wegeners Tagebuch.

1. April 1930. An Bord der „Disco“. Heute um 10 Uhr früh fuhr die „Disco“ von Kopenhagen ab. Abschied, Lückewinken — ja, nun ist der Faden abgeschnitten, jetzt beginnt die Expedition.

Über Island, wo die für den Transport benötigten Islandponys an Bord genommen wurden, geht es nach der Westküste Grönlands.



Grönländersiedlung an der Westküste.



Gepäcktransport in der Kamanarujak-Bucht.



Eine 8 km lange und 2 km breite Eisscholle in der Bucht von Uvksuigsat.



Die Eisdecke bricht.



Propellerschlitten im Gletscherbruch.



Transportkolonne auf tiefverschneiten Pfaden.

Nachts 24./25. Mai. Uvksuigsat. Nach stürmischer Fahrt ankerten wir heute an der Eiskante, und hier gingen Lissen und ich mit drei Grönländern, die wir gestern mit samt ihren Hunden und Schlitten an Bord genommen hatten, da sie durch eine breite Rinne vom Lande abgeschnitten waren, aufs Eis und fuhren dann in rasendem Galopp gegen den Föhnsturm durch das auf dem Eis stehende Wasser, über und über bespritzt von den patzenden Hundebainen, in einer halben Stunde nach Uvksuigsat. Hier ist inzwischen eine Längenbestimmung gemacht worden, auch das Radio geht jetzt gut. Weifen erhält seine Zeitsignale und fängt schon an zu pendeln. Wir müssen uns nach Loewe umsehen. Dazu wollen wir mit Schlitten, Ski und zu Fuß eine Erkundung nach Kamarujuk machen.

1 Uhr nachts 29./30. Mai. Kamarujuk. Die Fahrt hierher war herrlich. Zuerst mit Hundeschlitten bis Refertarsuit, dann schoben wir die Schlitten selbst weiter, bis wir an eine ganz junge Neueisdecke kamen, die nicht trug. Nun ging es auf dem Eisfuß* weiter, zuletzt nur noch mit unserem leichten Korb Schlitten, den wir trugen. Als wir offenes Wasser erreicht hatten, bliesen wir das Schlauchboot auf und fuhren nun in zwei Stunden bis Kamarujuk. Abfahrt von Uvksuigsat um 1 Uhr mittags. Ankunft in Kamarujuk um 1 Uhr nachts. Aber — Loewe ist noch nicht da! Nun wird die Sache schlimm! Nach seinen eigenen Angaben hat er Proviant bis zum 25., und jetzt sind wir fünf Tage weiter.

II. Transporte.

Nach Alfred Wegeners Tagebuch.

Eine Abteilung der Expeditionsteilnehmer hatte den Sermilik-Gletscher zu ersteigen versucht, um über die Randgebiete des Inlandeises zu dem Kamarujuk-Gletscher vorzudringen. Über diesen Gletscher sollte das Gepäck auf das Inlandeis gebracht werden. Die ungünstige Witterung zwang jedoch die Kameraden zum Abstieg — sie kehrten ergebnislos zur Hauptgruppe zurück.

Es wurde nun versucht, das Meereis zu durchbrechen, denn die in Uvksuigsat verbrachten 38 Tage hatten eine unerseßliche Lücke in die für den Aufstieg vorbestimmte Zeit gerissen, und der Erfolg der ganzen Expedition stand mit einem verspäteten Vordringen auf das Inlandeis auf dem Spiel.

Die Transportarbeiten fordern das Letzte von Muskeln und Nerven. Es gilt, die verlorene Zeit einzuholen. Die Arbeit ist in Etappen und Schichten eingeteilt. Ob Tag oder Nacht, immer ist eine der Kolonnen unterwegs. Menschen und Tiere nähern sich mehr und mehr der völligen Erschöpfung, und nur unter Aufbietung der letzten Kraft geht es weiter. In Wegeners Tagebuch finden sich sorgenvolle Aufzeichnungen.

* Dem Ufer aufliegendes Meereis, das durch die Gezeitenpalte vom eigentlichen Meereis getrennt und daher fester ist als die von Ebbe und Flut bewegten Meereisbänke.



In der linken unteren Ecke die Spitze des Expeditionszeltes.

5. August. Abends. Heute, wie auch schon gestern und Samstag, sind die unteren Pferde nur zweimal gegangen. Das ist ein großer Ausfall. Mir ist nicht ganz klar, woran es liegt. Ist eine allgemeine Abspannung eingetreten? Die Umstellung auf den Moränenweg geht leider sehr langsam. Wir treiben, wie es scheint, allmählich in eine immer unangenehmere Zwangslage hinein. Der kurze Sommer ist bald vorbei, und der Weg bis zu der Stelle, wo unser Winterhaus stehen soll, noch lang. Auch die zentrale Firnstation macht mir ernstliche Sorgen. Die Georgische Schlittenreise kam spät fort und brachte nur 750 Kilogramm hinein. 3500 Kilogramm müssen aber auf jeden Fall hinkommen, sonst können die drei Mann nicht den Winter über dort bleiben. Das Unglück ist, daß sowohl Sorge wie Georgi gesagt haben: Die Hunde schaffen es allein doch nicht, also müssen wir uns auf die Motorschlitten verlassen, die beliebig viel schaffen. Nach meiner Berechnung wird die Montage der Motorschlitten erst am 10. August beginnen. Ihre Leistung ist zwar eine große Unbekannte, aber in solchen Fällen pflegen Erwartungen nur sehr teilweise in Erfüllung zu gehen. Es ging ja von Anfang an so: Das Hinkommen nach Kamarujuk wurde verzögert, das Hinaufschaffen aufs Inlandeis nahm längere Zeit in Anspruch, als man dachte; vielleicht wird wieder das Montieren und Probieren länger dauern, und vermutlich werden die Schlitten schließlich nicht das leisten, was Sorge und Georgi sich versprechen.

Ich bin heute niedergedrückt und pessimistisch. Die Sache scheint stark vorbeizuglücken, weil unsere Transportmittel mit zu kleinem Nutzeffekt arbeiten. Oder ist daran nur die Laus von heute früh schuld? Ich habe den ganzen Tag mit Waschungen, Wäsche- und Kleidungsstücken, mit Benzinwaschen und Flitspreisen verbracht und nichts für die Sache geschafft. Um Mitternacht ist jetzt die Sonne schon so tief unter dem Horizont, daß es merklich dunkler wird. Die Winternacht wirft ihre Schatten voraus, und wir werden ihr schlecht gerüstet entgegengehen. Kommt dann noch ein früher Winter, so liegen wir ganz auf der Nase.

*

9. August. Auf der „Krabbe“. Große Katastrophe! Wir haben nur noch für 20 Tage Heu! Das Kraftfutter reicht fünf bis zehn Tage länger. Gudmund will sich hier nach Gras umsehen — vermutlich mit sehr geringem Erfolg —; außerdem will ich versuchen, Roggenmehl und Hafergrütze für die Pferde zu kaufen.

Die Krise dauert also an oder sie greift um sich, wenn man so will. Es drohen schwere Wolken am Expeditionshimmel. Wir wollen uns nicht beirren lassen und ruhig weiterarbeiten. Was es mir leicht macht, über all die zahllosen kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens hinwegzukommen, das ist doch die große Aufgabe, die vollendet werden soll. Hinge alles allein von meiner eigenen Arbeitskraft ab, so würde ich diesen Schwierigkeiten gern die Stirn bieten. Aber die Energie meiner die ganze Zeit über hart angespannten Kameraden be-



Transport mit Hundeschlitten.



Über das Meereis nach Kamarujuk.



Ein „Hundeleben“ im Schneesturm



„... Zu Weihnachten war unsere trauliche Hütte bis zum Dach eingeweht.“

ginnt nachzulassen, und das könnte unsere größte Schwierigkeit werden. Wie soll das Ganze enden? Die Frage ist jetzt brennend heiß!

Doch das unüberwindlich Scheinende wird überwunden. Allen unvorhergesehenen Überraschungen setzt der Führer die rettende Lösung gegenüber. Aber immer noch vermißt er das Surren der Motorschlitten, die versuchsweise mitgenommen und in die mehr Hoffnungen gesetzt wurden, als gut war.

Begener ist immer unermüdlich und unterwegs: Mit dem Motorboot in den Siedlungen, um Frischfleisch, Grönländer, Hunde herbeizuschaffen; er macht seine Rundgänge, um an allen Stellen nach dem Rechten zu sehen. Die Rundgänge an sich bilden eine unvorstellbare Leistung. Es sind an 18 Stunden Marsch über einen wild zerrissenen Gletscher. Aber am 29. August kann er in sein Tagebuch schreiben:

Als wir beim Depot Scheideck ankamen, hörten wir plötzlich das Singen eines Motors. Das war Musik! Wir standen festgebannt und lauschten andächtig, bis der Probelauf beendet war. Noch zweimal ertönte diese Sphärenmusik, und jedesmal packte es mich so, daß ich stehenblieb und lauschte, bis der Motor wieder abgestellt wurde. Ich hatte das Gefühl: Hier wird ein Traum Wirklichkeit! Ich bin stolz auf die Propellerschlitten, denn sie bedeuten einen wesentlichen Fortschritt in der Polarforschung, gerade durch ihre Verbindung mit Hundeschlitten. Überhaupt haben wir mit unsern Transportmitteln gerade das Richtige getroffen. Auch die isländischen Pferde bestehen hier bei uns ihre Feuerprobe. Auf Kochs Expedition haben sie es nicht einwandfrei getan, da sind sie noch nicht ganz in der richtigen Weise angewendet worden. Dank der Erfahrung, dem Ehrgeiz und der Leistungsfähigkeit Jons leisten unsere Packpferde geradezu Erstaunliches. Hier im Bruch haben sich zum erstenmal in der Polarforschung die isländischen Pferde allen anderen Beförderungsmitteln überlegen gezeigt. Von jetzt an weiß man, wozu sie zu gebrauchen sind.

Die Pferde auf dem Gletscher, die Hunde- und Propellerschlitten auf dem Inlandeis, das ist das Richtige. Wir beginnen eine neue Epoche der Polarforschung. Alles, was wir messen wollen und können, muß vom Boden aus gemessen werden. Was wir hier tun, das ist das unmittelbare Programm der künftigen Südpolarforschung. Wie wundervoll, daß wir es sein dürfen, die diesen bahnbrechenden, ja — nach den vielen Flugzeugunfällen im Polargebiet — erlösenden Schritt tun.

III. Winternacht und Frühjahrs Sonne an der Weststation.

Von Hugo Jülg, Karl Weiken und Manfred Kraus.

Es war geglückt, das Gepäck konnte noch knapp vor Wintereinbruch auf das Inlandeis geschafft werden, und der Bau der Überwinterungsstation wurde unter den größten Schwierigkeiten, schon während des Polarwinters begonnen und beendet.

Herdemerten und Wölken hatten uns eine warme Wohnstätte in der frosterstarrten Polarwelt geschaffen. In den ersten Tagen, als das Haus erst eben gebaut war, bot es mit seinen hellerleuchteten Fenstern einen traulichen Anblick, wenn man abends in der sternenhellen Nacht, müde und abgespannt vom langen, gefährlichen Weg, über die weiße Schneefläche heimging. In der bitteren Kälte dachte man an den warmen Raum und malte sich aus, wie man die starren, steifen Hände am Ofen wärmen würde; man hatte Sehnsucht nach warmem Tee und warmem Essen, nach fröhlichem Geplauder mit den Kameraden und behaglichem Ausruhen. Die Hunde kamen entgegengesprungen, selbst mühsam im Schnee wadend und doch voller Freude, bellend und leuchend, Hände und Gesicht mit Pfoten und Zunge umkoscend.

Später aber fegte der Wind den frisch gefallenen Schnee, unzählige, hartgefrorene kleine Schneekristalle, unablässig über die weite Fläche. Bei Tage, in den Dämmerstunden, die uns die Polarnacht schenkte, rieselte der Schnee eilig dahin, bei Nacht im Mondenschein lief er silbern wie tausend Sterne

Eisberge.



funkelnd dem Meere zu. Bei stürmischem Wetter aber hüllte er uns ganz ein wie eine Wolke, um uns und über uns rasend dahinjagend, atemberaubend, das Gesicht und jede Blöße beißend mit schneidender Schärfe. Um das Haus aber häufte er sich immer höher, immer mehr Schnee sammelte sich ringsherum an, und zu Weihnachten war unsere trauliche Hütte bis zum Dach eingeweht. Sie war eine Ebene geworden mit der großen Schneefläche des Inlandeises, nur noch erkennbar durch die schwarze Farbe der Dachfläche, über die der Schnee hinwegrollte, ohne ein Hindernis zu finden und sie unbedeckt lassend. So ragte von der Weststation nun nichts mehr über die weiße Schneeoberfläche heraus als unsere meteorologische Hütte. Die Depots im Freien aber waren tief eingeschneit, und vieles, was wir hätten sicher geborgen haben wollen, war nicht zu sehen. Der Winter war zu rasch, zu hart und zu plötzlich gekommen, hatte uns so überrumpelt, daß wir nur das Notwendigste sichern und bergen konnten vor der unermesslichen Eier dieses Schneefegens.

So lebten wir gleichsam unterirdisch wie in einem Stollen, waren dadurch aber auch geschützt vor der Kälte des unerträglichen eisigen Windes. Der Schnee, der das Haus umgab, hüllte es wie in einen warmen Mantel ein, und unser braver Primusofen — ein mit Heizröhren versehener Petroleumkocher — erwärmte den Raum zu meist behaglicher Wärme. Es war wohllich da unten im Schnee, während über uns der Sturmwind wütend hauste, der Schnee unablässig dahinrieselte über alle Erhöhungen der Schneeoberfläche hinweg, um unser Ofenrohr oben herumstreifte und in tiefen Tönen eine uns allmählich bekannte Melodie orgelte, die uns in Schlaf wiegte.

Doch eins lag bleiern über uns: das war die quälende Sorge um unsern Führer Alfred Wegener und seine treuen Begleiter. Sein erster, letzter Brief hatte uns sehr klar gezeigt, daß seine Reise um Tod und Leben ging. Wir hatten mit großer Sehnsucht die Schlitten zurück erwartet; aber unsere Entsatzgruppe war allein wiedergekommen, ohne uns Gewißheit über das Schicksal der Kameraden auf dem Inlandeis zu bringen; damit zog zehrende Unruhe ein in die Seelen der Menschen an der Weststation. Jeder horchte gespannt auf den andern, was

der sich für Gedanken machte über die Ereignisse, die sich im Innern Grönlands abgespielt haben mochten. Wir mußten erwarten, daß die im Oktober in „Eismitte“ befindliche Mannschaft nach ihrer letzten Nachricht zu Fuß herausmarschiert sei. Was konnten wir nun denken, als niemand kam? Unter allen traurigen Möglichkeiten war der einzige tröstliche Gedanke, unsere letzte Hoffnung dies, daß Wegener, Loewe und Rasmus, die Unmöglichkeit einer Rückreise um diese Jahreszeit sehend, in „Eismitte“ bei den andern geblieben waren, die vielleicht ihre Herausreise doch nicht angetreten hatten. Aber auch das war für uns nicht vollkommen beruhigend; hatte doch noch nie jemand in der Mitte Grönlands überwintert, und die Lebensmittel in „Eismitte“ waren knapp.

Unter diesen schweren Gedanken war Weihnachten gekommen, und es begann im neuen Jahr ein neuer Abschnitt der Expedition. Aus ihrer verzweifelten Lage heraus war sie innerlich in ein neues Stadium getreten, eine Entwicklung, die wir selbst, im Kampfe befindlich, nicht bemerkt hatten. Die Ereignisse hatten uns unbemerkt innerlich gewandelt. Ohne Führer standen wir plötzlich allein auf uns gestellt und waren doch ganz ohne Polarerfahrung. Nun galt es, sich zu behaupten, um unserer selbst und der Heimat willen und des Werkes wegen, zu dem wir hierhergesandt worden waren. Und es galt, alle Kräfte zu sammeln, um unsern Kameraden rechtzeitig Hilfe zu bringen. So setzte — später auch bewußt — aus innerer Kraft geboren eine Reorganisation äußerlicher und innerer Art bei dieser nun führerlosen Hauptabteilung der Expedition ein.

*

Endlich war aber unser unterirdisches Dasein zu Ende, und eine lichtere Zeit begann. Eines Tages im Februar rief Kraus, der wie täglich durch die enge Dachklappe ins Freie gestiegen war: „Die Sonne ist da!“ Wirklich stand die lang nicht mehr gesehene, strahlende Sonne lächelnd im Süden am Horizont und beleuchtete mit feinem, zartem Rot die weißen, silbrigen Schneehänge der Kangerdluarfuk-Nordwand. Da herrschte eine Fröhlichkeit in dem engen Raum wie selten. Kraus suchte und suchte, wir wußten lange nicht, was er wollte. Und dann

holte er eine neue, unsere letzte Fahne hervor, stieg damit ins Freie und befestigte sie auf dem Dach. Da fächelte nun das breite, schöne Tuch im Spiele des Windes hin und her, und die deutschen Farben leuchteten fröhlich weithin in der weißen Landschaft.

Jetzt erschien uns auch unser Haus nicht mehr so furchtbar eng, seit die lichten Sonnenstrahlen weithin über die unermessliche Schneefläche geschienen hatten. Alles war jetzt leichter zu ertragen. Noch an demselben Tage beschloßen wir, die im Schnee vergrabenen Depots nun in der nächsten Zeit auszugraben. Eine planmäßige Übersicht sollte geschaffen werden über die noch vorhandenen Vorräte und Mittel, die uns hier für die nächsten Schlittenreisen zur Verfügung standen. Wir waren so hoffnungsfreudig in diesen Tagen, daß wir bereits im Geiste eine gut ausgerüstete Hundeschlittenkolonne sich vorwärtsbewegen und im Osten unsern Blicken entschwinden sahen, in der Richtung, in der wir unsere Kameraden in „Eismitte“ wußten. Die Rettung der Station „Eismitte“ war in diesen Frühlingstagen so hoffnungsvoll nahegerückt, daß unser ganzes Denken und Handeln davon erfüllt war, wie wir den Kameraden Hilfe bringen konnten.

IV. Überwinterung in „Eismitte“.

Von Ernst Sorge.

Vom 13. September 1930 an waren wir zwei Mann in „Eismitte“, Georgi als Stationsleiter und Meteorologe, ich als sein Kamerad und Glaziologe. Wir wohnten zuerst im Zelt und hatten mit den Wetterbeobachtungen, Ballonaufstiegen und dem Bau von unterirdischen Gängen und Räumen für die Überwinterung genug zu tun.

Am 5. Oktober „zogen wir um“, d. h. wir brachten unsere Ausrüstung in die Firnhöhle und schloßen von nun an nicht mehr im Zelt, sondern unten. Die Firndecke von 1,60 Meter Stärke hielt jede Kälte ab. Schlafsojen aus Firn waren beim Ausschachten gleich stehengelassen worden. Der Zugang zur Firnhöhle wurde durch drei Vorhänge aus Säcken, Gummi- und Renttierfellen abgeschlossen.

Unser erster und stärkster Eindruck war der, als ob wir in einer Krypta aufgebahrt lägen. Alles weiß wie Marmor, unser Lager rechtwinklig wie Marmorsockel von Sarkophagen. Zauberhaft blau schimmerte von oben der letzte Rest des Tageslichtes durch die Firndecke. Dazu das matte Licht einer kleinen Lampe, die das Gewölbe geisterhaft unwirklich erhellte, so daß man den Raum erst nach und nach auftauchen sah. Alles das machte auf uns einen geheimnisvollen, etwas unheimlichen Eindruck. Aber wir fühlten uns in dem von keinem Windbeunruhigten Raum bald geborgen. Die kleine, von Georgi aus einer Konservenbüchse und photographischen Glasplatten angefertigte Petroleumlampe bewährte sich vorzüglich.

Am 10. Oktober fiel die Temperatur auf -52 Grad. Bei diesen Kältegraden bildete sich kilometerweit aus dem Schornstein unseres Luftlochs eine „Nebelfahne“. Sie begann erst etwa 100 Meter entfernt und zog dann in unabsehbare Weiten am Boden dahin. Beim Ausatmen knisterte unser Atemhauch so ähnlich wie das Geräusch eines Ruderbootes beim Hineinfahren in Schilf oder Binsen. Der Wasserdampf der Atemluft gefror sofort zu Eiskristallen; daher das Knistern. Abends gingen wir noch mehrmals hinaus, um die tiefe Temperatur zu „genießen“. Wir hatten nämlich zum erstenmal unter -50 Grad, dazu Mondschein und einen wunderbaren Sternhimmel. Wir begriffen allmählich Nansens Begeisterung für die Polarnacht.

Bald merkten wir, daß unser kleiner Ofen mehr Petroleum verbrauchte, als wir uns leisten konnten. Anfangs ließen wir ihn täglich zehn bis zwölf Stunden brennen, Ende Oktober nur noch wenige Stunden nachmittags. Um Körperwärme zu sparen, krochen wir auch am Tage zwischen den Arbeiten oft in die Schlaffäcke. So war es auch am 30. Oktober vormittags. Da hörten wir plötzlich über uns einen Hundeschlitten

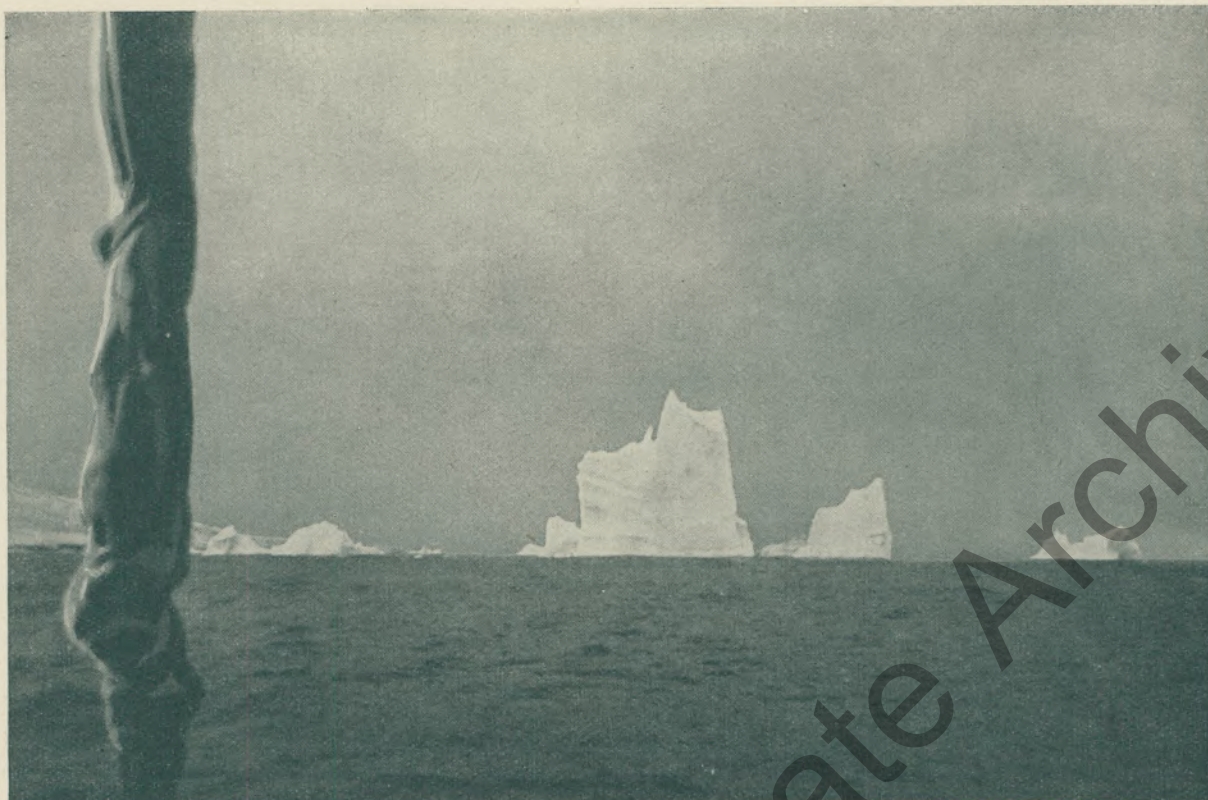
rauschen, unverkennbar. Hurra! Sie kommen! Wir springen hinaus und laufen die Treppe hinauf ins Freie. Der Grönländer Rasmus Billumsen ist da. Wir führen ihn ins Haus und ziehen ihm seine vereisten Pelze aus. In wenigen Minuten sind auch Wegener und Loewe da. Riesengroße Freude, aber keine reine; denn Loewe hat sich die Behen, Hacken und Finger blau gefroren. Er wird gleich ausgezogen, auf eine Koje in einen trockenen, warmen Schlaffack gelegt und von Georgi und mir abwechselnd massiert. Dabei wird unendlich viel erzählt.

Georgi und ich staunten immer wieder über die kaum glaubliche Leistung, bei Temperaturen von unter -50 Grad gegen den Wind mit Hundeschlitten zu reisen. Und daß Loewe das sogar die letzten vier Tage noch mit erfrorenen Behen durchgehalten hatte! Es machte auf uns fast einen übernatürlichen Eindruck, daß Wegener so frisch, froh und gesund ausah wie nach einem Spaziergang. Der Gegensatz zwischen der Temperatur von -5 Grad in unserm Zimmer und der Kälte draußen war so groß, unser Raum war so wohllich eingerichtet im Vergleich mit dem Reisegelt, daß Wegener ein über das andere Mal ausrief: „Ist das hier gemütlich! Ist das hier gemütlich!“ Wegeners Energie war durch die vierzigtägige harte Schlittenreise nicht erschöpft, im Gegenteil: sie war erst richtig angefacht worden. Er hielt jetzt sozusagen nichts mehr für unmöglich. Er freute sich, daß wir uns entschlossen hatten, in „Eismitte“ zu überwintern. Den Ausfall dieser Station im Expeditionsplan hätte er nie verschmerzt. Er war so fest entschlossen, „Eismitte“ aufrechtzuerhalten, daß er sogar vorschlug, notfalls mit Loewe zusammen zu überwintern, wenn wir es für zu gewagt hielten. Stundenlang machte er Eintragungen in sein Tagebuch; wir mußten ihm von unsern bisherigen wissenschaftlichen Messungen berichten, und er notierte sich die Wetterbeobachtungen genau so wie die Messungen der Firnschichten. Zwischendurch wurde fast ununterbrochen gegessen und Kaffee getrunken. Ausführlich wurden die Expeditionspläne fürs nächste Jahr besprochen.

Wegener hielt es für das richtigste, wenn Loewe bei uns in „Eismitte“ blieb. Hier konnte er in Ruhe gepflegt werden — so wenig Hilfsmittel wir auch hatten —, während die Rückreise für ihn wahrscheinlich den Tod bedeuten würde. Der Proviant von „Eismitte“ langte bei sparsamem Verbrauch für drei Mann. Ja, Wegener und Rasmus konnten für die Rückreise noch 135 Kilogramm Lebensmittel und eine Kanne Petroleum mitbekommen. Zwei Nächte schliefen wir zu fünf Mann etwas eng, aber warm in der Firnhöhle. Am 1. November feierten wir alle zusammen Wegeners 50. Geburtstag. Und dann reisten er und Rasmus mit zwei Schlitten und 17 Hunden nach Westen zurück. Es war wärmer geworden (-39 Grad), halb bedeckt und leichter Südsüdostwind, also glänzendes Reisewetter; die Hunde waren durch die Kälte ziemlich schlapp geworden, aber die Schlitten waren leicht zu ziehen, und nun ging's mit dem Wind und mit Zuversicht zur Küste zurück. Als wir den beiden Männern nachsahen, ahnten wir nicht, daß wir sie zum letztenmal lebend sahen. —

Nun waren wir für ein halbes Jahr von der Welt abgeschnitten, angewiesen auf uns selbst und auf die Ausrüstung, die im Umkreis von 20 Meter lag.

Endlich war die Überwinterung in „Eismitte“ überstanden. Es ist ja eigentlich unmöglich, unsere wahren Gefühle zu schildern. Mit den Worten der Menschen ausgedrückt war es bald Hoffnung, bald Verzweiflung, bald Trost und bald Gleichgültigkeit, bald Sehnsucht und bald Verlassenheit. Was wir nie vergessen werden, ist jenes letzte Zusammentreffen mit Wegener, der ständige Kampf gegen die übergewaltige Natur, die täglich sich erneuernde Unsicherheit, die Leidenschaft, mit der wir auf unsere wissenschaftlichen Untersuchungen verfaßen waren, und die wundervolle Kameradschaft, die uns in Wahrheit immer wieder den festen Glauben an das Gelingen der Überwinterung gab.



Eisberge.

V. Wie wir Alfred Wegener fanden.

Nach Berichten von Ernst Sorge und Karl Weiken.

Im Frühjahr entsandte die Weststation unter Leitung von Weiken eine Hundeschlittenreise nach Station „Eismitte“, da die Insassen der Weststation annehmen konnten und mußten, daß Alfred Wegener wegen der vorgerückten Jahreszeit in „Eismitte“ geblieben sei. Diese Reise mußte sehr zeitig im April aufbrechen, da die Lebensmittel der Station „Eismitte“ für fünf Mann nur bis Mitte Mai reichen konnten. „Eismitte“ wurde rechtzeitig erreicht.

Als am 7. Mai festgestellt war, daß Alfred Wegener und Rasmus Villumsen umgekommen waren, trafen die in „Eismitte“ anwesenden Expeditionsmitglieder zusammen, um die dadurch notwendigen Maßnahmen zu beraten. Es wurde beschlossen, sofort die Suche nach Wegener und Rasmus aufzunehmen und die wissenschaftlichen Arbeiten der Expedition in möglichst weitem Rahmen fortzuführen.

Die Besprechung ergab aus den bei der Ausreise Weikens festgestellten Tatsachen die folgenden Anhaltspunkte über den Verlauf der Rückreise von Wegener und Rasmus im November:

Wegener und Rasmus waren mit zwei Schlitten und 17 Hunden von „Eismitte“ abgereist. Wegener hatte gehofft, etwa 200 Kilometer Randabstand mit beiden Schlitten zu erreichen und von dort bei größeren Hundeverlusten mit einem Schlitten weiterzureisen. Diesen Schlitten sollte Rasmus führen; Wegener wollte ihm auf Skiern folgen. Die Hundeverluste müssen größer als erwartet gewesen sein, was sich durch die außerordentlich niedrige Temperatur der ersten Novemberhälfte (in „Eismitte“ meist unter -50 Grad) erklärt. So hatte Wegener bereits bei km 285 eine Pemmikanfiste zurückgelassen; bei km 255 war Wegeners Schlitten gefunden worden. Schon von hier aus haben also Wegener und Rasmus nur noch ein Gespann gehabt. Bei km 189 hatten Wegeners Skier gestanden, in der vorherrschenden Windrichtung (Südost-Nordwest) etwa drei Meter auseinander, in der Mitte der zersplitterte Skistöck. An dieser Stelle hatte bereits die Abteilung Weikens den Schnee bis ein Meter tief aufgegraben, aber nur eine leere Kiste gefunden.

Am Nachmittag des 12. Mai hielt die Schlittenkolonne wieder bei Wegeners Skiern bei km 189,5.

Dieses Mal wurde tiefer gegraben als bei der Ausreise. Bald erschienen Renttierhaare im Schnee, dann ein Renttierfell und Wegeners Pelz, der über einen Schlaffackbezug gedeckt war.

In zwei Schlaffackbezüge eingenäht, wurde Wegener gefunden. Er lag auf einem Schlaffack und einem Renttierfell, dreiviertel Meter unter der Schneeoberfläche vom November 1930. Wegeners Augen waren offen, der Gesichtsausdruck entspannt, ruhig, fast lächelnd. Das etwas blasser Gesicht sah jugendlicher aus als früher. Nase und Hände zeigten kleine Frostwunden, wie sie auf solchen Reisen üblich sind.

Wegener war völlig angekleidet, hatte Überzugskamifker an den Füßen, trug Hundefellhose, darunter eine blaue Luchhose, am Oberkörper Hemd, blaues Skihemd, blaue Weste, seine Wolljacke, einen „Isländer“ (grobe, dicke Wolljacke), eine Windjacke aus Wolle, Kopfschützer, Mütze, Pulswärmer. Der ganze Anzug war tadellos in Ordnung und von Treibschnee frei; besonders waren die Pelzstiefel dick und weich ausgestopft und nicht vereist. Wegener lag nicht im Schlaffack.

Die Untersuchung der Taschen ergab, daß ihnen nichts entnommen war. Es fehlten aber die Pfeife, der Tabak und das Tagebuch, ferner sein kleiner Zeugsack und seine Pelzhandschuhe.

Alle diese Tatsachen, die Sorge und Weiken bei der genauen Untersuchung feststellten, deuten darauf hin, daß Wegener nicht auf dem Marsche, sondern im Zelt liegend gestorben ist, und zwar nicht durch Erfrieren, sondern wahrscheinlich nach körperlicher Überanstrengung durch Herzschwäche. Es ist wahrscheinlich, daß der Versuch, auf der welligen Oberfläche im November 1930, zumal bei Dämmerlicht, dem Hundeschlitten zu folgen, zu dieser Überanstrengung geführt hat.

Der Körper wurde von den Grönländern sorgfältig wieder eingenäht und genau wie vorher in den Firn gebettet. Darüber wurde aus großen, festen Firnquadrern eine Gruft errichtet und mit einem Hansenschlitten abgedeckt. Ein Grönländer steckte auf das fertige Grab ein kleines Kreuz, hergestellt aus Wegeners zersplittertem Skistöck. An jedem Ski wurde eine schwarze Flagge befestigt.



Weinstock,
der fast das ganze Jahr hindurch
reife Trauben trägt.

Der Obstgarten im Zimmer.

Von Dr. R. Weber.



Lichtbilder:
R. R a c h m a n n.

60 cm hohes Apfelbaumchen
mit naturgroßen, wohlschmeckenden Äpfeln.

Draußen im Walde, bis hinauf zu den Kuppen, stehen rauh und hochgebaut als Riesen ihres Geschlechtes unsere Nadelhölzer: Fichten, Tannen und breitblättrige, dunkle Kiefern. Nahrung die Fülle spendet ihnen Jahr um Jahr der Boden. Die Regenfälle im Wechsel von Frühling, Sommer, Herbst und Winter sorgen für die nötige Feuchtigkeit, und Sonne und Wind schaffen einen wohlthuenden Ausgleich zwischen Dürre und übergroßer Nässe, die beide sonst, im Übermaß vorhanden, hemmend auf Wachstum und Gestaltung wirken würden. Doch je höher wir im Hochgebirge hinaufsteigen, je schroffer die klimatischen Verhältnisse sind und je sparsamer sich die lebenserhaltenden, lebensfördernden Stoffe im nackten Gestein verteilen, um so kleiner, um so zwergenhafter gehalten sich die Pflanzen. Denn beträchtlicher Mangel herrscht hier an bodenständigem Wasser. Karglich sind die Nährstoffe verteilt, und fast ohne Unterlaß regt der Sturm über die einsamen Klippen und Felsen. Niedrig, oft hart an die Unterlage gepreßt, auf das weitmöglichst die Verdunstung eingeschränkt werde, hält die gesamte Vegetation hier allen Unbilden stand. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, das ist das Motto ihres armseligen Daseins. Gewiß gibt es auch Rassen von Arten, wie Pelargonien, Ageratum, Zinerarien, Tagetes, die sich trotz günstiger Boden-, Temperatur- und Luftströmungsverhältnisse durch einen auffallend niedrigen Wuchs auszeichnen. Doch sie sind urplötzlich, nicht etwa durch die Ungunst ihrer Lebensführung, ebenso wie die hornlosen Rinder und die durch Krümmbeinigkeit an Dachshunde erinnernden Alonschafe, aus unbekannten Ursachen einst entstanden, und sie vererben ihren Habitus dann weiter fort. Darwin nennt dies „single variation“, zu deutsch: sprungweise Variation. Diese Erscheinung hat mit dem hier zu besprechenden Zwergwuchs nichts zu tun. Wenn wir sie hier erwähnen, wollen wir nur damit zeigen, auf welche verschie-

denen Wegen das gleiche Endziel erreicht werden kann. Aber nicht allein in großen Höhen finden wir diese verkrüppelten Gestalten. Nein, allerorts, wo die Regenmenge unter denselben Temperaturverhältnissen abnimmt, ist gleichzeitig auch ein Niedrigerwerden der betreffenden Pflanzen festzustellen. Mächtige Schwarzpappeln schrumpfen in trockenen und damit nahrungsarmen Lagen zu strauchartigen Gebüsch ein, die, eben mannshoch, für die ungarische Steppe charakteristisch sind.

Und wie eine gewichtige Anzahl von Pflanzen und Tieren verschiedene Vorzüge in den Augen der Menschen besitzen, um deretwillen sie gezüchtet werden, so ging man auch an diesen natürlichen Zwergformen nicht achtlos in der Welt vorüber. Es gehört schon eine gute Dosis Beobachtungsgabe und vor allem viel, sehr viel Geduld dazu, um daheim in seiner Wohnung, in seinem Garten aus einem normal wachsen wollenden Baum ein Zwergengebilde zu schaffen. Und man muß schon die zähe und bewunderungswürdige Beharrlichkeit eines Ostasiaten besitzen, will man überraschende Erfolge auf diesem Gebiete erzielen. Die Japaner waren es, die aus Liebhaberei eine neue Rasse des Haushahnes herausbrachten. Durch fortgesetzte Auslese und Zucht wußten sie beim Phönixhahn die Länge der Schwanzfedern vom normalen Ausmaße auf 2½ Meter zu steigern, so daß diese stolze Zier wie eine lange Schleppe herunterhing. Auf gleiche Weise entstand auch unter ihrer Pflege der Goldfisch mit seinen mannigfachen Rassen, zu denen der Schleierschwanz mit den gespaltenen wallenden Flossenschleppen, der Teleskopfisch und das Himmelsauge mit den vorstehenden und aufwärts gerichteten Augen gehören. Und die gleichen Japaner sind es, die auch hier wieder, dieses Mal auf botanischem Gebiete, sich betätigten. In höchster Vollendung beherrschen sie die Methode der Verzweigung, wissenschaftlich Nanismus genannt, und



Das Zwerggewächs wird durch Beschneiden der jungen Zweige und Wurzeln erreicht.
Die weißen Streifen zeigen, wo man die Zweige und Hauptwurzeln vor dem Einpflanzen in Töpfe abschneiden muß.

sie verstehen, wie der Wiener Pflanzenphysiologe Hans Molisch schreibt, ihr Geschäft meisterhaft. „Sie bringen es zustande, einen höheren Kirsch-, Ahorn- oder Pflaumenbaum durch mehrere Jahrzehnte in einem kleinen Blumentopf zu ziehen. Ich habe in Yokohama ein Kirschbäumchen gesehen, das etwa einen Meter hoch war, einen ganz hohlen, arm-
dicken Stamm hatte und dessen Zweige reichlich Blüten trugen. Der Baum war, wie man mir versicherte, 150 Jahre alt. Um derartige Bäumchen heranzuziehen, pflanzt man möglichst kleine Samen in winzige Blumentöpfe, die festgestampfte und nahrungsarme Erde enthalten. Werden solche Pflanzen noch wenig begossen und stark zurückgeschnitten, so bleiben sie im Wachstum zurück und entwickeln sich bei diesen fortwährenden Hungerstadien höchst kümmerlich. Mit Vorliebe gestaltet der japanische Gärtner den Zwerg noch zum Krüppel. Unter Zuhilfenahme von Bleidrähten und Bindfaden werden die jungen, noch schmiegsamen Zweige in der gewünschten Zickzack-, Wellenlinien- oder Trauerform gebogen.“ Doch damit ist's noch nicht genug der Pein. Die Hauptwurzel wird entfernt, die Hauptachse wird abgeschnitten und durch eine Nebenachse ersetzt, man entblößt die Wurzeln von der sie bedeckenden Erde, kurzum, man tut alles, um dem Bäumchen das Dasein so schwer wie möglich zu machen. Draußen im Walde, unter besten Bedingungen aufgewachsen, würde es haus hoch aufwärts ragen. So aber hat solch eine Pflanze bequem in einem gewöhnlichen Blumentopf Platz, der in unserem Zimmer am Fenster steht.

Japaner und auch Chinesen hüteten sorgsam ihre Geheimnisse. Schließlich kamen aber auch Europäer bei eifrigstem Studium diesem vermeintlichen Wunder auf die Spur, und schon bald nach der Jahrhundertwende wurde auf den großen Düsseldorfener Ausstellungen von 1902 und 1904 gezeigt, wie man aus normalen jungen Kiefern in wenigen Jahren greisenhafte, verkümmerte Exemplare macht. Wir sind auch in der Lage, zumal in der Obstbaumzucht, Zwergobstbäume erfolgreich zu kultivieren, die sogar in unseren Räumen nicht nur

blühen, sondern dann auch reife, essbare Früchte zur gegebenen Zeit liefern. Man veredelt zu diesem Zwecke Obstbäume auf Sträucher oder Baumformen, die ein schwaches Wurzelsystem besitzen. In seiner Entwicklung ist das Reis gebändigt und in seiner Ernährung dann gehemmt. Wird dieser Miniaturobstbaum noch dazu in einen Blumentopf mit magerer Erde hineingezwängt, so läßt das weitere Wachstum zugunsten erhöhter Fruchtbarkeit ganz erheblich nach. Ein derartiges Bäumchen — nehmen wir an, daß wir eine Birne auf eine Quitte, die ja strauchartig ist, derartig veredeln — vermag schon im vierten Jahre, mitunter sogar früher, Früchte zu tragen. Ähnliche Erfolge erhalten wir auch, wenn wir Pfirsiche, Äpfel, Pflaumen usw. zu solchen Zwergformen heranziehen wollen. Die Veredlung selbst findet stets etwa fünf Zentimeter über dem Erdboden am Hauptstamm (also der Quitte) statt. Nach Vornahme eines Einschnittes an dieser Stelle (Vichtbild) füge man vorsichtig das Edelreis ein und verbinde es dann sachgemäß. Ist das Reis angewachsen, wird zur gegebenen Zeit alles Laubwerk unmittelbar darüber am Hauptstamm abgeschnitten. Man Sorge nur dafür, daß dieses Bäumchen daran gehindert wird, allzu viel Nahrungsstoffe aus dem Boden aufzunehmen. Dies geschieht unter anderem auch durch das sogenannte „Krankmachen“ der Hauptwurzel. Man schneide ferner einige Zweige mit starkem Blätterwachstum fort, um allzu großer Verdunstung vorzubeugen. Bei diesem fortgesetzten Beschchnitt dauert es nicht lange, daß das Bäumchen an Dickentwachstum zunimmt. Und haben die Blüten dann an den wenigen noch verbliebenen Zweigen — Zweiglein muß man schon sagen — angelegt, bringt auch dieser Wicht just wie seine normal gewachsenen und normal lebenden Brüder im Freien gesunde und wohlgeschmeckende Früchte hervor.

Aber nicht eben einfach und keineswegs von raschem Erfolge ist solch eine Zwergbaumzucht gekrönt. Geduld, Geduld und ein wenig Sachkenntnis und Beobachtungsgabe dazu müssen wir schon besitzen, wollen wir für unsere Mühen belohnt werden.

Probleme des freiwilligen Arbeitsdienstes.

Von Dipl.-Ing. Mangold.

In der Presse ist der freiwillige Arbeitsdienst sehr umstritten, und es wird unter der einseitigen Parteibrille viel Falsches über ihn geschrieben. Aus diesem Grunde war es zu begrüßen, daß Mitte Dezember 1932 im Rahmen der industriewirtschaftlichen Vortragsreihe des Reichsbundes akademisch gebildeter Volkswirte, des Bundes technisch-wissenschaftlicher Vereine und des Hauses der Technik zu Essen ein Vortrag von berufener Seite über die Entwicklung und die Ziele des freiwilligen Arbeitsdienstes gehalten wurde. Den Vortrag hatte seinerzeit Dipl.-Ing. Dr. Syrup, früher Präsident des Reichsarbeitsamtes, übernommen. Infolge seiner Ernennung zum Reichsarbeitsminister im Ministerium von Schleicher war er am Erscheinen verhindert. Der Präsident des Landesarbeitsamtes in Dortmund, Dr. Ordemann, trat in letzter Stunde für ihn ein.

Eine Art Arbeitsdienstpflicht lernen wir im Kriege durch das Hilfsdienstgesetz kennen, als es galt, alle Kräfte zur Sicherung der Kriegswirtschaft heranzuziehen. Damals handelte es sich aber um die Beschaffung von Arbeitskräften, während jetzt nutzbringende Beschäftigung für die Arbeitslosen gesucht wird. Man hatte dann nach dem Kriege die soziale Fürsorge durch die Erwerbslosenfürsorge weiter ausgebaut, wobei auch die Jugend zunächst in dieses System einbezogen wurde. Dabei zeigte sich bald, daß diese Form der Betreuung arbeitsloser Jugend Schädigungen durch Gefährdung des Arbeitswillens und der Arbeitsmoral in sich barg. Deshalb verband man die Unterstützung für Jugendliche mit der Leistung der Pflichtarbeit. Als die Wirtschaftskrise mit ihrer wachsenden Sozialbelastung eine Beschränkung der Ausgaben auf das Notwendigste erforderte, mußte die Arbeitslosenunterstützung für Jugendliche im wesentlichen überhaupt beseitigt werden. Aber die Arbeitsnot der Jugend als solche blieb, und gerade die wertvollen Kräfte, die sich in der deutschen Jugend regten, konnten es beim Andauern der Weltwirtschaftskrise nicht ertragen, untätig zu bleiben. So tauchte in einer Zeit des größten Arbeitsmangels erneut der Gedanke der Arbeitsdienstpflicht aus der Berufsnot der Jugend heraus auf und gewann immer weitere Anhänger. Heute sind die Forderungen in der Gestalt des freiwilligen Arbeitsdienstes in der Durchführung.

Man hat dabei im freiwilligen Arbeitsdienst der Jugend die Zeit vor und nach dem 1. August 1932 zu unterscheiden. An diesem Tage trat die Notverordnung vom 16. Juli 1932 in Kraft, die den freiwilligen Arbeitsdienst vom Etat der Arbeitslosenfürsorge trennte. Er ist jetzt nicht mehr

eine Unterstützung, sondern ein öffentliches Dienstverhältnis für die jugendlichen Arbeitslosen mit dem Ziele, daß am Ende der Übergang in einen neuen Beruf und eine dauernde Existenz liegen soll. So soll der Arbeitsdienst ausgerichtet werden auf die große Linie der Arbeitsentwicklung und ein neuartiges Instrument der Arbeitsmarktpolitik sein. Er soll Anschluß finden an diejenigen Bewegungen des

Arbeitsmarktes, die von der Krise weg auf die neue Grundlage einer wieder ausgeglichenen Volkswirtschaft führen. Es wäre daher verfehlt, ihn aus der organischen Verbindung mit der Arbeitslosenfürsorge zu lösen. Natürlich muß auch in diesem Rahmen die Jugendertüchtigung sichergestellt werden.

Bekanntlich hielt der Arbeitsmarkt vor dem Kriege mit dem stürmischen Vorwärtsdrängen des industriellen Ausbaues nicht Schritt. Der Arbeitsmangel wurde nicht nur durch eine Entblößung der deutschen Landwirtschaft von Arbeitskräften (Wegzug von Dorf und Kleinstadt nach den Industriestädten), sondern auch durch die Wanderung von Osten nach Westen und die Öffnung der Grenzen für ausländische Arbeiter ausgeglichen. Durch die Änderung der Verhältnisse aber stehen wir vor der Tatsache, daß sich die Bevölkerung und die Wirtschaft auseinander entwickelt haben, daß sich diese nicht mehr da treffen, wo Arbeitsmöglichkeiten vorhanden sind. Der freiwillige Arbeitsdienst muß so angelegt werden, daß er die Spannung zwischen Wirtschaft und Bevölkerung wieder ausgleicht und natürlicher Abfluß von menschenüberfüllten Industriezentren in die menschenentleerte Landwirtschaft geschaffen wird, zumal die Landwirtschaft unter einem erheblichen Mangel an Arbeitskräften leidet.

Bei den akademischen Berufen liegen die Verhältnisse vielleicht sogar noch schlimmer. Unsere Hochschulen jeder Art werden heute insgesamt von etwa doppelt so vielen Studierenden wie vor dem Kriege besucht. Damit kommen aber zwei Studenten auf einen in Berufsstellung stehenden Akademiker, der noch Jahrzehnte die Stellung innehat. Da ist es nicht

verwunderlich, wenn die jungen Akademiker keine ihrem Studium entsprechende Stellung finden können. Wie Reichskanzler von Schleicher in seiner Rundfunkrede mitteilte, plant die Reichsregierung, für die von den höheren Schulen abgehenden Abiturienten eine gewisse Arbeitsdienstpflicht einzuführen und damit den Zugang zum akademischen Studium hinauszuzögern und viele der jungen Leute vorher noch in einen anderen Beruf zu lenken.



Der Aufbau des deutschen Schulwesens.

In diesen Tagen tritt an die Eltern vieler Kinder wieder die Frage heran, ob die Kinder zu Ostern von der Volksschule zu der Mittelschule umgeschult werden sollen. Das Bild zeigt den deutschen Schulaufbau. Von der einen Million Schüler der einzelnen Jahrgänge der Volksschule gingen im Durchschnitt der letzten Jahre nur etwa 75 000 auf Mittelschulen bzw. höhere Schulen über. Das ist eine Tatsache, die bei der Beurteilung der Frage, ob das Schulkind auf eine höhere Schule geschickt werden soll, sehr oft nicht in Betracht gezogen wird. Denn wenn nur jeder vierzehnte Volksschüler eine höhere Schulbildung erreichen kann, und damit bereits diejenigen Berufe, in denen höhere Schulbildung verlangt wird, weit überfüllt sind, so muß also die Tatsache richtig sein, daß ein großer Teil der aus der höheren Schule kommenden wieder in Berufe übergeht, zu denen die höhere Schulbildung nicht notwendig wäre. Zudem bieten die A-Klassen in den erweiterten Volksschulen und die Aufbauschulen heute Gelegenheit, dem Kinde eine weitere Ausbildung zu vermitteln. Ferner geben nach dem letzten Volksschuljahre eine große Zahl von Berufsschulen die Möglichkeit zu einer intensiven Berufsausbildung in Verbindung mit einer umfassenden Allgemeinbildung.



Lichtbilder: Presse-Photo.

Eine Großleistung des freiwilligen Arbeitsdienstes.

Das neue Geophysikalische Institut
der Universität Leipzig.

In diesen Tagen wurde in dem neuen Geophysikalischen Institut der Universität Leipzig, einer neuen Stätte der deutschen Wissenschaft, die Arbeit aufgenommen.

Das Institut ist eine Großleistung des freiwilligen Arbeitsdienstes, der mit wenigen Ausnahmen einiger streng wissenschaftlicher Apparaturen und Einrichtungen diesen Bau errichtete.

Wenn auch nicht viel Mittel zur Verfügung standen, so wurde doch das Institut mit den neuesten Apparaten und Geräten ausgestattet, die zum Teil noch in der Werkstatt des Instituts selbst hergestellt werden.

Das Erdgeschoss enthält die Werkstätten und Laboratorien sowie einen fünf Meter unter dem Erdboden befindlichen Uhrenraum von konstanter Temperatur. Die Temperatur wird in diesem wärmetechnisch nach neuesten Erfahrungen ausgebauten Räume im Laufe eines ganzen Jahres nur um wenige Zehntel eines Grades schwanken.

Das Obergeschoss enthält Hörsaal, Praktikantenräume, Arbeitsräume, Bibliothek und Beobachtungsplattformen.

Der Turm enthält die ausgebauten Beobachtungs- und Arbeitsräume für Lichtmessungen, lichtelektrische Beobachtungen und drahtlose Telegraphie.

Ein vertikaler Schacht führt durch alle drei Räume im Turm. Hier werden Pendelschwingungen gemessen sowie Fallversuche mit Kugeln und Steigversuche mit Kugelballonen ausgeführt.



Sechsfarbensreiber zur gleichzeitigen Temperatur- und Fruchtigkeitsmessung auf der Plattform des Turmes, im Uhrenraum des Observatoriums und im benachbarten Waldgelände.



Ein die Wärmestrahlenfluktuationen der Sonne aufzeichnendes Instrument.



Nachtquartier für acht Studenten, denen die ununterbrochene Beobachtung der Instrumente obliegt.



Einladungskarte zur Feier des 75jährigen Bestehens der Schichau-Werke am 5. Oktober 1912.

Aus eigener Kraft. Vom Schlosserlehrling zum Werftbesitzer.

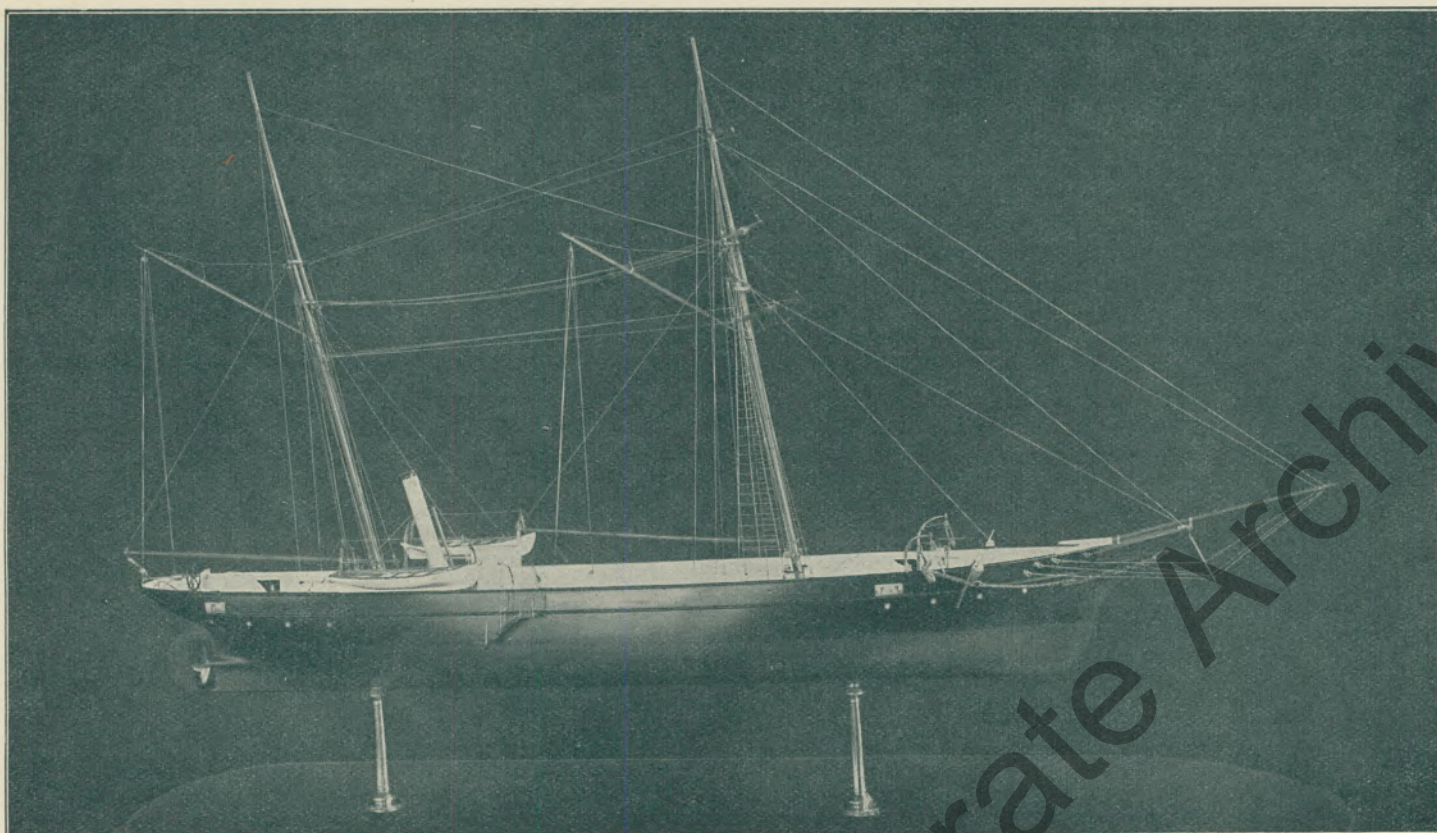
Zur Wiederkehr des Geburtstages von Ferdinand Schichau am 30. Januar und seines Todestages am 23. Januar.

Unter den deutschen Städten, deren Entwicklung mit dem Werden eines Unternehmens aufs engste verknüpft war, gehört auch die westpreussische Stadt Elbing. Von den Lübeckern um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gegründet, hat Elbing eine wechselvolle Geschichte erlebt. Im fünfzehnten Jahrhundert kam die Stadt in polnischen Besitz. Die Wirren des Dreißigjährigen Krieges hatten einen wirtschaftlichen Niedergang im Gefolge, der nur schwer zu beheben war. Erst als Elbing unter Friedrich dem Großen wieder an Preußen kam, besserten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse etwas. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts brach eine neue Notzeit herein, als Napoleon mit seinen Heerhaufen nach Rußland zog und die Stadt derartig heimsuchte, daß sie erst im Jahre 1900 den Rest ihrer damaligen Schulden bezahlen konnte. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts blühte in Elbing Getreide- und Holzhandel, der aber infolge der günstigen Verkehrslage der Städte Königsberg und Danzig bald nach diesen Plätzen abgelenkt wurde. Alle Anstrengungen, insbesondere eine Regulierung und Vertiefung der Elbinger Wasserstraßen, waren ohne nachhaltige Wirkung. Da war es der Tatkraft eines Mannes vergönnt, der Stadt Elbing neue Lebenskräfte zuzuführen und sie teilnehmen zu lassen an der glänzenden Entwicklung seines Werkes, das er

in zäher Arbeit, gepaart mit Klugheit und Talent, aus einer kleinen Werkstatt zu einem weltbekannten Unternehmen ausgebaut hat. Dieser Mann war Ferdinand Schichau.

Am 30. Januar 1814 als Sohn eines Selbgießermeisters zu Elbing geboren, kam er nach Besuch der Volksschule zu einem Schlossermeister in die Lehre, wo er sich jedoch nicht damit begnügte, nur die Zufriedenheit seines Meisters zu erwerben, sondern die Freistunden zur Vermehrung seines Wissens und seiner handwerklichen Fähigkeiten benutzte. Noch vor Beendigung seiner Lehrzeit gelang es ihm, selbständig und ohne Anleitung das betriebsfähige Modell einer Dampfmaschine anzufertigen. Zu einer Zeit, in der es nur wenige Leute gab, die eine solche Maschine überhaupt gesehen hatten, mußte diese Leistung Aufsehen erregen. Und so begannen auch Elbinger Gewerbetreibende und Kaufleute auf den jungen Schichau aufmerksam zu werden und ermöglichten ihm, nach Besuch der Elbinger Lateinschule, ein Studium an dem Berliner Gewerbeinstitut, der heutigen Technischen Hochschule. Den Abschluß seiner Ingenieur Ausbildung erhielt er in England, dem Heimatland der Dampfmaschine. Als Schichau dann im Jahre 1837 wieder nach Elbing zurückkehrte, machte er sich — im 24. Lebensjahre — selbständig.

Am 4. Oktober 1837 veröffentlichte er in den Zeitungen



„Borussia“, der erste in Preußen erbaute eiserne Schrauben-Seedampfer.

Erbaut von F. Schichau, Elbing, im Jahre 1854.

eine Anzeige, in der er mitteilte, daß er Dampfmaschinen aller Art, eiserne Wasserräder, Pferdegepöpel, hydraulische Pressen, Walzwerke, Zucker-Abdampfapparate, Einrichtungen für Öl- und Sägemühlen usw. anfertige. Für ein junges Unternehmen, das acht Arbeiter beschäftigte, ein ganz ansehnliches Programm!

Die Entwässerungsversuche in der Weichselniederung brachten Schichau die ersten Aufträge: Schöpfträder und Kreisel-pumpen, von Dampfmaschinen angetrieben. Zu diesen gesellten sich bald Antriebsmaschinen für Getreide- und Öl-mühlen, für Brennereien, Sägewerke u. a. Ein wichtiges Erzeugnis waren die Dampfbagger, deren Bau Schichau erstmalig in Deutschland ausführte. Der Baggerbau leitete zum Schiffbau über. Zunächst wurden anderweitig gebaute, hölzerne Schiffskörper mit Maschinenanlagen ausgerüstet. Zu jener Zeit vollzog sich gerade der Übergang vom hölzernen zum eisernen Schiff. Schichau erkannte sofort die Aussichten, die sich ihm eröffneten, wenn er rechtzeitig den Bau eiserner Schiffe begann. Anfangs der fünfziger Jahre kaufte er am Elbingfluß ein Gelände, auf dem er eine Schiffswerft erbaute, die im Jahre 1854 schon den ersten eisernen Seedampfer, der auf einer preussischen Werft gebaut worden war, abliefern konnte. Dieses Schiff, „Borussia“ genannt, war ein Schraubendampfer von rund 40 m Länge und einer Maschine von 200 PS. Es folgten Hinter- und Seiten-Raddampfer für Güter-, Post- und Personenverkehr, die nicht nur die Schiffswerft, sondern auch die Maschinenfabrik gut beschäftigten.

Schichaus Beziehungen zur deutschen Kriegsmarine reichen bis ins Jahr 1851 zurück. Damals und bei den in den folgenden Jahren in Auftrag gegebenen Bauten handelte es sich vornehmlich um maschinelle Ausrüstungen. Erst in den sechziger Jahren wurden zwei vollständige Kanonenboote geliefert, die mit den von Schichaus Schwiegersohn Ziese entworfenen Compoundmaschinen ausgerüstet waren. Fast

gleichzeitig mit diesen Kanonenbooten wurde auch das erste Torpedoboot an die russische Marine abgeliefert, dem bald weitere Aufträge von fast allen europäischen Staaten folgten.

Die Werftanlage in Elbing reichte jedoch zum Bau größerer Schiffseinheiten nicht aus. Deshalb erwarb Schichau im Jahre 1890 in Danzig an der Weichsel ein Gelände von etwa 50 ha und erbaute daselbst eine Großanlage mit acht Hellingen, darunter solche bis zu 270 m Länge und 30 m Breite. Als erstes Schiff lief auf der neuen Werft das Aviso- und Torpedodepotsschiff „Pelikan“ für die österreichisch-ungarische Marine im Jahre 1891 vom Stapel, und zwei Jahre später folgte die Kreuzerkorvette „Gefion“.

Aber auch auf dem Gebiete der Landverkehrsmittel hat Schichau wertvolle Pionierarbeit geleistet. Veranlaßt durch den Bau der preussischen Ostbahn von Berlin nach der russischen Grenze, begann Schichau im Jahre 1859 mit dem Bau von Lokomotiven. Bis zum Jahre 1891 wurden rund 500 Lokomotiven gebaut; drei Jahre nach Schichaus Tod, im Jahre 1899, konnte schon die tausendste Lokomotive die Werkstätten verlassen.

Als Ferdinand Schichau am 23. Januar 1896 im 82. Lebensjahre nach kurzer Krankheit entschlief, konnte er auf ein Lebenswerk von ungeheurem Ausmaß zurückblicken. Auf einem Areal von 10 a hatte er im Jahre 1837 mit acht Arbeitern begonnen; bei seinem Tode war der Besitz auf 56 ha gestiegen, und 5000 Arbeiter fanden bei ihm Arbeit und Brot. Bis zu seinem Tode blieb er der schlichte, werteschaffende Ingenieur, der, allen äußerlichkeiten abhold, sich seinen einfachen Sinn bewahrte. Für seine Untergebenen hatte er stets ein warmes Herz. Was er darüber hinaus für die Stadt Elbing auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete geleistet hat, wird stets ein Ruhmesblatt in der Geschichte dieser Gemeinde bleiben. Auf ihn blickte mit Stolz die gesamte deutsche Industrie, an deren Entwicklung er so hervorragenden Anteil hatte.

Technische Gedenktage.

5. 1. 1874 vollendete die königliche Eisengießerei zu Berlin ihren letzten Guß. Durch eine Kabinettsorder vom 8. April 1803 ins Leben gerufen, eröffnete die königliche Eisengießerei zu Berlin im Jahre 1804 ihren Betrieb und hat neben der Versorgung von staatlichen und privaten Stellen mit Eisengußwaren für Krieg- und Friedenszwecke in ausgedehntem Maße die Pflege des Eisengußwesens betrieben. Vonlauchhammer im Jahre 1784 ausgehend, hatte diese neue Blüte des Eisengußwesens ihren Weg über Gleiwitz nach Berlin und von dort nach Cagn genommen. In diesen drei Gießereien, die als königliche Unternehmen miteinander in Verbindung standen, sind wohl die schönsten feineren Eisenguße erzeugt worden, die die Geschichte kennt. Der Höhepunkt des Eisengußwesens war um die Mitte des Jahrhunderts schon überschritten. Von da an versiel diese Kunst sehr schnell, und es war vom künstlerischen Standpunkte aus keineswegs zu früh, daß im Jahre 1873 die Verfügung zur Einstellung des Gießereibetriebes in Berlin erteilt wurde. In neuerer Zeit hat der Eisenguß wieder eine Belebung erfahren, die zum Teil zu guten Hoffnungen berechtigt.
7. 1. 1904 starb zu Biesdorf bei Berlin Friedrich von Hefner-Alteneck. Er studierte in Zürich und München und trat nach Beendigung seiner Studien bei Siemens & Halske ein. Bald wurde er von Werner v. Siemens mit der Ausbildung neuer Telegraphengeräte und dem Bau von Telegraphenlinien beauftragt. Als gegen Ende der sechziger Jahre die Entwicklung der Starkstromtechnik auf Grund der damals erfundenen Dynamomaschine einsetzte, beteiligte sich von Hefner-Alteneck maßgebend an der Ausgestaltung der Maschinen und Geräte. So erfand er den Trommelanker, der eine sichere bauliche Ausgestaltung der elektrischen Maschinen gewährleistete. Weiter ist die Differenziallampe sein Werk, die das störungsfreie Brennen mehrerer Bogenlampen in einem Stromkreis erstmalig erlaubte. Nachdem er sich verhältnismäßig früh infolge Überarbeitung von seiner regelmäßigen Tätigkeit zurückziehen mußte, war er doch noch immer schöpferisch tätig. So schuf er noch eine Zentraluhrenanlage und eine Vakuumpumpe für die Glühlampenerzeugung. Von Hefner-Alteneck war einer der Pioniere der Elektrotechnik, mit deren Werdegang sein Name immerdar verbunden bleiben wird.
8. 1. 1861 starb in Hampstead Samuel Clegg. Seine technische Ausbildung erhielt er bei Boulton & Watt in Soho. Er verfolgte die Versuche Murdocks über die Gasbeleuchtung mit großem Interesse und widmete sich nach seinem Ausscheiden bei Boulton & Watt gänzlich der Gasbeleuchtungstechnik. 1808 erfand er die chemische Reinigung des Leuchtgases mit Kalkmilch und 1813 eine nasse Gasuhr mit rotierender Trommel. Eine Reihe von Jahren gehörte er der Leitung einer Gasbeleuchtungs-gesellschaft an, die ihm und seiner Tatkraft viel verdankte. Als das Werk anging, gute Verdienste abzuwerfen, schied Clegg aus und baute fortan als Zivilingenieur Gasbeleuchtungsanlagen aller Art im In- und Auslande.
13. 1. 1824 wurde in Karlsfors (Schweden) Knut Styffe geboren. Nach seiner Ausbildung an der Universität zu Upsala und der Bergakademie in Falun war er zunächst im praktischen Bergbaubetriebe und dann an der Technischen Hochschule in Stockholm tätig. Im Alter von 32 Jahren wurde er zum Direktor dieser Anstalt ernannt. Styffe hat sich um die Ausgestaltung des technischen Unterrichts an der ihm unterstellten Hochschule große Verdienste erworben und hat dadurch nicht zum mindesten zu dem Aufschwung der schwedischen Industrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beigetragen. Styffes Werk ist auch die Vereinigung der Bergakademie in Falun mit der ihm unterstellten Hochschule. Daneben hat Styffe auch noch eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit entwickelt, und vor allen Dingen sind es seine Untersuchungen über die Festigkeitseigenschaften von Eisen und Stahl, die seinen Namen auf immer mit der Entwicklung der Werkstoffprüfung in Verbindung gebracht haben.
23. 1. 1805 starb in Paris Claude Chappe. Er war Theologe, beschäftigte sich aber in seinen Mußestunden viel mit physikalischen Arbeiten. Seine besondere Aufmerksamkeit galt der Nachrichtenübermittlung, und in Gemeinschaft mit seinen beiden Brüdern schuf er den nach ihm benannten optischen Telegraphen. Auf erhöhten Punkten wurden eiserne Masten errichtet, die an ihren Enden mehrere kleinere Querbalken trugen, an denen wiederum kleine Balken befestigt waren. Querbalken und kleine Balken konnten durch Schnurzüge bewegt werden, wodurch man für jeden einzelnen Buchstaben des Alphabets ein besonderes Zeichen herstellen konnte. Die Zeichen einer Station wurden durch Fernrohr von der Nachbarstation beobachtet und von dort wieder an die nächste Station weitergegeben. Die erste derartige Telegraphenlinie wurde im Jahre 1794 zwischen Paris und Lille gebaut. In Preußen kam die erste Linie zwischen Berlin und Magdeburg erst im Jahre 1832 in Betrieb. Der Nachteil dieses Verfahrens bestand in dem großen Personalbedarf. Dadurch wurde der Betrieb so teuer, daß er sich nicht einbürgern konnte, sondern auf einzelne Linien beschränkt bleiben mußte. Erst der elektromagnetische Telegraph von Weber und Gauß gab die Möglichkeit, Telegraphenlinien, die billig in Anlage und Betrieb waren, nach allen Plätzen zu bauen.
24. 1. 1877 starb zu Berlin der Physiker Johann Christian Poggendorf. Er wurde als Apotheker ausgebildet und studierte in Berlin Naturwissenschaft, wo er später außerordentlicher Professor wurde. Seine Untersuchungen über den Magnetismus der Volta'schen Säule und seine Erläuterungen über die Prinzipien des Multiplikators, ferner die Erfindung des Spiegelmagnetometers haben Poggendorf einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Physik gesichert. Daneben sind aber noch seine literarischen Verdienste zu erwähnen. Sein „Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften“, das er in zwei Bänden herausgab und das nach seinem Tode fortgesetzt wurde, ist ein wichtiges biographisches Quellenwerk geworden.
25. 1. 1626 wurde Robert Boyle geboren. Mit Newton, Hooke und anderen gründete er im Jahre 1645 die Royal Society. Er war einer der ersten, der die Chemie von der Alchimie löste. Nur der Versuch war für ihn maßgebend. Er unterschied als erster zwischen mechanischer Mischung und chemischer Verbindung. Aber nicht nur als Chemiker, sondern auch als Physiker war er mit Erfolg tätig, und zwar beschäftigten ihn hauptsächlich die Geseze der Luft. Er wiederholte die Versuche Otto von Guericke mit der Luftpumpe und verbesserte diese in manchen Teilen. Auch wies er die Abhängigkeit des Siedepunktes vom Druck auf die siedende Flüssigkeit nach. Seine Werke wurden im Jahre 1676 zu Genf in lateinischer Sprache herausgegeben.
27. 1. 1885 meldeten die Brüder Mannesmann in Remscheid unter dem Namen eines Verwandten, des Dr. F. Koegel in Staßfurt, ihr grundlegendes Patent über das Schrägwalzverfahren zur Rohrerstellung an. Die Patentschrift war außerordentlich geschickt abgefaßt und verschleierte das Wesentliche des Verfahrens so musterhaft, daß das Patent ohne Einsprüche erteilt wurde. Erst später, nach Veröffentlichung der Patentschrift, setzte der Kampf ein, der aber durch eine Reichsgerichtsentscheidung zugunsten der Anmelder entschieden wurde. Das Mannesmann-Verfahren wurde anfänglich mit zu großen Hoffnungen begrüßt, da man es zur Herstellung fast sämtlicher Walzwerkzeugnisse verwenden wollte. Erst durch die Anwendung des Pilgerschrittwalzwerks war dem Verfahren ein voller Erfolg beschieden.
31. 1. 1851 wurde zu Königsberg Ernst Hagen geboren. Er studierte in Berlin und Heidelberg Mathematik, Physik und Chemie, war vorübergehend Assistent bei Bunsen und später bei Helmholtz an der Berliner Universität, wo er sich auch habilitierte. Als in der in den achtziger Jahren gegründeten Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg die Stellung des technischen Direktors frei wurde, berief man Hagen auf diesen Posten. Er hat in dieser Stellung sich um die Ausgestaltung der ihm unterstellten Anstalt große Verdienste erworben und fand nebenher noch Zeit, dem kaiserlichen Patentamt beratend zur Seite zu stehen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten beziehen sich auf die Loeplersche Quecksilberpumpe, die zur Herstellung hoher Luftverdünnung diente. Durch Hagens Verbesserungen ist eine ganze Reihe von Untersuchungen über Gasentladungen erst möglich geworden. Weiter baute er einen Apparat zum Nachweis des Mariotteschen Gesetzes für Dämpfe und Gase. Den Höhepunkt in Hagens wissenschaftlichem Schaffen bildet seine Zusammenarbeit mit H. Rubens und betrifft eine Nachprüfung der Maxwell'schen elektromagnetischen Lichttheorie, wobei die Forscher das Versagen der Maxwell'schen Theorie im Gebiete kurzer Wellen auf die eigenen Schwingungen der Metalle zurückzuführen glaubten. Diese Vermutung ist später bestätigt worden.
31. 1. 1858 lief auf der Schiffswerft von John Scott Russell zu Millwall an der Themse der Dampfer „Great Eastern“ vom Stapel. Dieses Schiff hatte für die damalige Zeit ungeheuerliche Dimensionen. Seine Länge betrug 207 m, die beiden Maschinen leisteten 7600 PS und verließen dem Schiff eine Geschwindigkeit von 14,5 Knoten in der Stunde. Nachdem der Ausbau vollendet war, konnte das Schiff am 8. September 1859 seine Probefahrt beginnen. Das Schiff war vom ersten Tage an vom Unglück verfolgt. Bei der Probefahrt hatte eine Explosion fünf Menschenleben vernichtet; bei der ersten Fahrt nach Newporl erkrankte der Kapitän; im Jahre 1860 fuhr das Schiff 100 Seemeilen vor Newporl auf einen Felsen, der den äußeren Schiffsboden aufriß. Während einer anderen Reise zerbrachen in einem schweren Sturm sämtliche Schaufeln der Räder sowie der Ruderstegen, so daß das Schiff drei Tage steuerlos umhertrieb. Von 1865 bis 1875 wurde das Schiff zum Legen von Kabeln benutzt. Versuche, es nachher nochmals in den Passagierdienst zu stellen, scheiterten an den hohen Kosten, die mit einer Renovierung des Schiffes verbunden waren. Der „Great Eastern“ wanderte schließlich von Hand zu Hand und wurde ein regelrechtes Spekulationsobjekt, bis endlich im Jahre 1889 das Abwracken begann, das sich bis in den Herbst 1891 hinzog. Das war das Ende eines zu seiner Zeit viel besprochenen und viel bewunderten Riesendampfers.

Jahade.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Von Prof. Dr. O. Hauschild, Hamburg.

Lehnübersetzungen.

Wir müssen noch einmal auf die sogenannten Lehnübersetzungen zurückkommen. So hat sie der Schriftsteller F. Mauthner in einem Aufsatz in der „Zukunft“ 1907 benannt. Von allen drei Arten der Herübernahme fremden Sprachgutes: dem Fremdwort, Lehnwort und der Lehnübersetzung ist die letzte die vorteilhafteste und anständigste, um unsre Sprache mit neuen Begriffen zu bereichern. So hat uns das Christentum den neuen Begriff des Gewissens gebracht. Der Deutsche schuf sich dafür ein Wort, das dem lateinischen conscientia genau nachgebildet wurde (Se = für con wie in Gebatter, eig. Mitvater, compere). Als in Frankreich der neue Begriff la note personnelle Mode wurde — ein hübscher Gedanke —, nahmen wir ihn als die persönliche Note herüber. Wie bequem hatten wir es auch mit dem Outsider (Außenseiter)! Freilich haben wortgetreue Übersetzungen bisweilen auch ihr Bedenkliches, wie wir unten sehen werden.

Wenn auf irgendeinem Gebiete die Kultur eines Volkes der anderer Völker voraus und überlegen ist, strömen mit den Sachen die Namen wie in einen Hohlraum auf die andern über, aber oft werden die Namen auch überseht.

Schon im 13. Jahrhundert beginnt ein lebhafter Handelsverkehr der südlichen Städte mit Italien. Italien beherrschte seit den Kreuzzügen die Einfuhr aus dem Morgenlande. Alle Formen des Geschäftslebens waren hier schon viel früher ausgebildet als bei uns, und so wurde Italien der Lehrmeister des deutschen Kaufmanns durch Jahrhunderte, besonders als eine neue Art der Buchhaltung, die italienische, doppelte, bei uns Eingang fand. Wir brauchen uns dessen nicht zu schämen; auch andre Völker haben auf diesem Gebiete von den Italienern lernen müssen.

Neben zahlreichen Fremdwörtern der italienischen Kaufmannssprache, von denen wir auch heute einige, wie Kontor, Bankrott, nicht ganz entbehren können, überseht sich der Deutsche im Mittelalter z. B. die folgenden: der Wechsel (cambio); der Trockenwechsel (cambio secco); vielleicht auch der notleidende Wechsel (cambio in sofferenza) und das seltsame einen Wechsel verehren (onorare una tratta). Ferner ziehen auf jemand (tirare sopra qd.), auf Rechnung (a conto, oft falsch à conto geschrieben, als ob es das französische à wäre); laufende Rechnung (conto corrente); rein in Reinertrag, -gewinn (netto). Rein netto auf Rechnungen besagt also zweimal dasselbe; warum schreibt man nicht „bar ohne (jeden) Abzug“? Ferner roh in Rohgewinn usw. (brutto); der Buchhalter (tenitore de' libri, das eigentliche deutsche Wort ist „Buchführer“); die Buchhaltung (tenuta dei libri) u. a.

Eine zweite italienische Welle rührt daher, daß sich die Österreicher in neuerer Zeit lange in Oberitalien festgesetzt hatten. Wieviel Italienisches enthält die österreichische Benennung der Dinge des gewöhnlichen Lebens! Eine Einzelheit, den Ausdruck einig gehen mit jmd. (andare d'accordo) haben wir schon besprochen. Auch der grammatische Gebrauch, soweit er von der hochdeutschen Gemeinsprache abweicht, erklärt sich öfters auf diese Weise. Der Österreicher schreibt z. B. stets jener statt des betonten der (derjenige). „Der Bürgermeister von Graz und jener von Innsbruck.“ So auch in Relativsätzen (jener, welcher). Ed. Engel (Gutes Deutsch, S. 149) meint, der Fehler sei wahrscheinlich eine Französelei, ein falsch übersehtes celui, ceux. Da aber im Italienischen colui und quello sowohl jener als auch der (derjenige) bedeuten können, so ist eher anzunehmen, daß das österreichische Schriftdeutsch diese Vermischung aus dem Italienischen übernommen hat. Leider verbreitet sich diese österreichische Eigenheit schon sehr stark auch bei uns. Das kleine Österreich hat eine große Zahl ausgezeichneten Schriftsteller hervorgebracht, die im ganzen deutschen Sprachbereich viel gelesen werden.

Ganz anders als der oben behandelte italienische Einfluß, der einst unsre Handelsprache bereicherte, ist der Einfluß französischer Sprache und Kultur nach dem Dreißigjährigen Kriege zu beurteilen. Der innerlich und

äußerlich heruntergekommene Deutsche geriet völlig in französisches Fahrwasser. Ludwig XIV., der „Sonnenkönig“, und seine prunkvolle Hofhaltung galten den zahlreichen deutschen Fürsten als vielbeneidetes Vorbild. Von etwa 1650 bis 1800 gehörte es bei uns zur allgemeinen Bildung, französisch „parlieren“ und französische Briefe schreiben zu können. Von den Höfen und dem Adel hatte sich das auf das ganze bessergestellte Bürgertum fortgepflanzt. Die Hälfte der Briefe des jungen Goethe an seine Schwester ist in französischer Sprache geschrieben. Französische Briefauffschriften werden noch bis 1800 verwendet. Von uns aus betrachtet, ist das die Zeit — anderthalb Jahrhunderte! — der jämmerlichsten deutschen Selbsterniedrigung.

Es ist kein Wunder, daß in unserm Briefstil neben den zahlreichen Fremdwörtern so manche undeutsche Wendung als Lehnübersetzung aus dem Französischen hängengeblieben ist. Der deutsche Kaufmann gebraucht noch heute mit Vorliebe die Wendung einen erkennen für etwas, das heißt ihm Gezahltes gutschreiben. „Für obigen Eingang haben wir Sie (Ihr Konto) erkannt.“ Merkwürdiges Deutsch! Im Französischen ist es üblich, in Quittungen zu schreiben: Je reconnais avoir reçu . . ., anderseits bedeutet reconnaitre qu. de qq. „jemandem danken für etwas“. Mit der Anerkennung einer Zahlung wird ja gewöhnlich der Dank verbunden. Nach unserm heutigen Sprachgebrauch ist es schülerhaft, dieses reconnaitre einfach mit erkennen zu übersetzen; es müßte anerkennen heißen. Der Kaufmann sollte diese französische Wendung zum alten Eisen werfen. Es fehlt doch unsrer Sprache keineswegs an Ausdrücken für die Sache: z. B. einem etwas (dankend) gutschreiben (eigentlich „zu Gute schreiben“, vgl. „einem etwas zugute halten“), gutbringen, zuschreiben, in sein Guthaben bringen, in sein Haben stellen, so daß auch für Abwechslung gesorgt ist.

Welcher Unfinn bei der wörtlichen Übersetzung aus fremden Sprachen, die sich nicht um den ganz verschiedenen Geist der Völker kümmert, bisweilen herauskommt, sieht man z. B. auch an der Wendung einen auf dem laufenden halten (tenir au courant), auch „auf dem laufenden sein oder bleiben“, fogar „einen oder sich auf das Laufende setzen“ (mettre au courant). Das letzte ist ja ein wahres Zirkusstück. Denn was ist im Deutschen „das Laufende“? Das große französische Wörterbuch von Cahys-Bilatte gebraucht denn auch nie diese Wendung, sondern übersetzt: mit dem Geschäftsgang vertraut, vom Stand der Sache unterrichtet sein; jemanden von etwas genau unterrichten, in Kenntnis von etwas setzen. Das ist deutsch! Wie es scheint, wird der halbfranzösische Ausdruck „auf dem laufenden sein“ jetzt mehr und mehr verdrängt durch „im Bilde sein“.

Wie kommt es, daß der deutsche Kaufmann die beiden Wörter zahlbar und das jüngere, wohl danach gebildete lieferbar in einer Weise gebraucht, die ganz der grammatischen Regel und dem Geiste der deutschen Sprache widerspricht? Die Nachsilbe —bar, an Stämme von Zeitwörtern angehängt, bedeutet stets ein Können, eine Möglichkeit, z. B. eßbar, trinkbar, lesbar, tragbar, ausführbar usw. Der Kaufmann aber verwendet diese beiden Wörter im Sinne einer Notwendigkeit, eines Müßsens. „Ich bestelle 12 Duzend Messer und Gabeln Nr. 203, lieferbar spätestens Ende Juli.“ Die Ware soll (muß) bis Ende Juli geliefert werden. „Der Betrag ist binnen vier Wochen zahlbar.“ Was getan werden soll oder muß, drücken wir mit zu und der Nennform (Infinitiv) aus, z. B.: Der Schnee ist vom Bürgersteig zu entfernen. Hunde sind fernzuhalten. Also auch: Der Betrag ist zu zahlen; die Ware ist zu liefern. Offenbar ist das kaufmännische zahlbar dem payable auf französischen und englischen Wechselbordrücken nachgebildet, wieder eine fehlerhafte, undeutsche Übersetzung. Die neueren deutschen Wechselbordrücke gebrauchen auch meist das gute deutsche Wort fällig. Der Liefernde kann wohl schreiben, daß die Ware zu einem gewissen Zeitpunkt lieferbar (versandbereit) ist, für den Besteller ist sie „zu liefern“.

Wir senden kostenlos

ein Probeheft unserer Zeitschrift an jede angegebene Anschrift.

Denken Sie nach,

wer in Ihrem Bekanntenkreise sich für „Das Werk“ interessiert, und teilen Sie uns auf einer Postkarte seine Anschrift mit.

Schriftleitung „Das Werk“, Düsseldorf, Breite Straße 69

Die Wirkung von Gas-, Spreng- und Brandbomben auf Industrieanlagen und Städte.

Nach einem Vortrag von Branddirektor Lucke im „Hause der Technik“.

Über obiges Thema sprach Ende November 1932 im Hause der Technik zu Essen Branddirektor Oberingenieur Lucke, Berlin-Siemensstadt, Geschäftsführer der A. & Z.-Stelle (Auskunfts- und Zentralstelle für Leiter und Dezenten des Feuerschutz- und Sicherheitsdienstes industrieller Unternehmungen). Seine Ausführungen waren aus dem Grunde besonders wertvoll, weil sie kritisch die Wirkung der drei Arten von Bomben aus Flugzeugen, der Gas-, Spreng- und Brandbomben, betrachteten. Leider ist ja Deutschland bei seiner ungünstigen geographischen Lage und den Tausenden von Kriegsflyern, welche die anderen Staaten, besonders Frankreich, besitzen, aufs höchste luftgefährdet, zumal es selbst laut des Versailler Schandvertrages keinen aktiven Luftschutz haben darf.

Weite Kreise werfen heute immer noch die Worte Gaschutz und Luftschutz durcheinander und meinen, das sei ein und dasselbe; dem ist aber nicht so. Der Gaschutz beschränkt sich nur auf giftige Gase und hat auch im Frieden für die Feuerwehr und viele Industriezweige große Bedeutung, während unter den Luftschutz auch noch die Schutzmaßnahmen gegen Spreng- und Brandbomben fallen. Bis zu einem gewissen Grade entwickeln diese bei ihrer Explosion auch giftige Gase, die aber nur örtlich begrenzt und in geringer Menge auftreten, allerdings doch Gaschutzgeräte notwendig machen.

Gegen die Gasbomben, mögen sie auch in noch so großer Zahl abgeworfen werden, kann man sich am leichtesten und besten schützen, so daß sie in ihrer Wirkung als die am wenigsten gefährlichen zu bezeichnen sind. Wir besitzen sicher wirkende Gaschutzmasken mit Filtereinsatz für wohl alle Giftgase. Außerdem sind für die in der Luft abwehr Tätigen noch Sauerstoff-Gaschutzgeräte vorhanden, die sie völlig von der sie umgebenden Luft abschließen, so daß sie auch bei starker Konzentration der Giftgase im allgemeinen nicht gefährdet sind. Die übrige Bevölkerung bzw. Bevölkerung kann in gasdichten Kellerräumen für die Dauer des Luftangriffes untergebracht werden. Die sachlichen Zerstörungen an Gebäuden und Industrieanlagen können bei den leichten Gasbomben nur gering sein, zumal diese keine Spreng- oder Brandwirkung haben. Ferner sind zur völligen Vergasung je Quadratmeter mindestens 10 bis 12 t Gas erforderlich. Man wird also immer nur ganz kleine Gebiete intensiv vergasen können. Dazu kommt noch die Abhängigkeit von der Witterung, die gegebenenfalls bei entsprechendem Wind einen Gasangriff schon von vornherein aussichtslos macht. Das wichtigste ist aber, daß wir uns gegen einen Gasangriff entsprechend schützen können. Hierfür alle Vorkehrungen für den industriellen und zivilen Luftschutz zu treffen, ist unbedingte Notwendigkeit. In großem Umfang sind Schutzräume einzurichten und die Versorgung mit Gasmasken zu fördern.

Ganz anders ist es mit den Sprengbomben, da die Möglichkeit, sich gegen ihre Wirkung zu schützen, nur auf die kleineren beschränkt ist. Die ganz großen Sprengbomben bis etwa 2000 kg Gewicht durchschlagen wohl jede Deckung und zerstören jede industrielle Anlage. Aber auch die kleineren Bomben sind schon schlimm genug, besonders wenn sie mit Zeitzündern versehen sind, so daß sie erst eine Reihe von Decken durchschlagen und dann im Keller des Gebäudes explodieren. Auch in diesem Falle wird wohl das Haus fast stets in einen Trümmerhaufen verwandelt. Größere Bomben können auch hier mit einem Treffer einen ganzen Häuserblock vernichten. Man kann sich höchstens gegen die Splitterwirkung durch Unterstände und Sandsäcke schützen. Der einzig wirkungsvolle Schutz gegen

Spreng- und gegen alle anderen Bomben, nämlich die aktive Luftabwehr durch Jagdflugzeuge, ist uns durch den „Friedensvertrag“ verboten. Immerhin muß es eine Beruhigung sein, daß die Sprengbomben noch mehr wie die Gasbomben nur auf örtlich begrenzte Anlagen abgeworfen werden, weil sie eben nicht in Massen herbeigebracht werden können. Ungünstig ist, daß die Ziel- und Abwurfeinrichtungen an den Flugzeugen heute sehr sind.

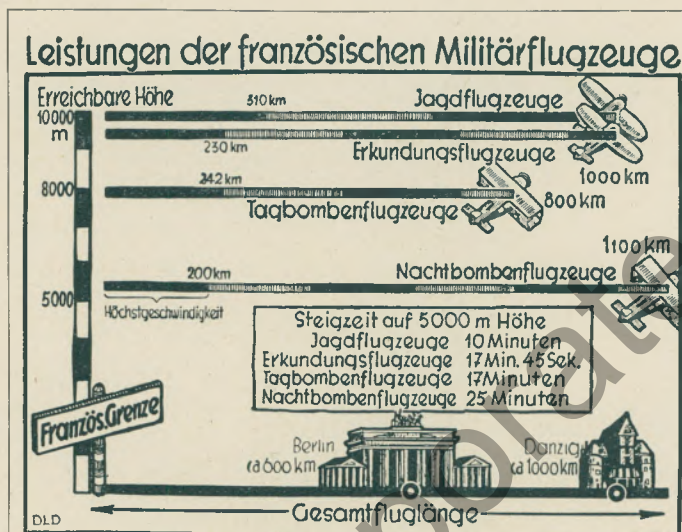
Noch gefährlicher in ihrer Wirkung sind die Brandbomben. Da sie nur wenige Kilogramm wiegen, so kann ein Flugzeug davon viele Hunderte mitnehmen. Wenn auch vielleicht nur ein Drittel oder noch weniger auf brennbare Stellen niederfällt, so können doch in einem Werk oder in einer Stadt in wenigen Minuten durch ein Luftgeschwader Hunderte von Brandherden gelegt werden. Da es für die Feuerwehr unmöglich ist, diese alle gleichzeitig zu bekämpfen, so besteht die Gefahr, daß die Häuser, ganze Straßenzüge und Stadtteile niederbrennen. Man halte sich nur einmal die dicht gebauten älteren Stadtteile unserer Großstädte vor Augen, in denen die alten Fachwerkbauten mit den hohen Dachgiebeln aus Holz in engen Straßen und Gassen nebeneinander stehen.

Aber es ist ein Glück, daß wir gegen die Brandbomben Schutzmaßnahmen ergreifen können. Diese bestehen aus zweierlei Art. In jedem Haus muß durch die Bewohner eine mit Gaschutzmasken ausgerüstete Brandwache gebildet werden, welche im Ernstfall die Brandbombe und den durch sie verursachten Brandherd sofort unschädlich macht. Dabei ist zu beachten, daß die Brandbomben nicht durch Wasser oder mit einem mit Flüssigkeit gefüllten Feuerlöscher bekämpft werden können. Auch die Tetrahydrofluor- und Schaumlöscher versagen hier. Am besten sind trockener Sand und Asche. Auch unsere Chemie hat hier die dankbare Aufgabe, entsprechende chemische Löschmittel für die Phosphor- und Elektronen-Brandbomben schnellstens herauszubringen. Die andere Möglichkeit, die Wirkung der Brandbomben zu schwächen, besteht in einer entsprechenden Ausführung der baulichen Anlagen. So soll in Zukunft bei jedem größeren Neubau die Decke unter dem Dachgeschoß nicht mehr aus Holz, sondern

massiv aus Eisenbeton oder einem ähnlich festen Steinmaterial sein. Dann können die Brandbomben im ungünstigen Falle höchstens den Dachstuhl niederbrennen. Auch bei den vorhandenen Häusern sind nach Möglichkeit massive Decken unter dem Dachgeschoß einzubauen. Sehr günstig ist es ferner, wenn Stahlbedachung gewählt wird. Hier wird in vielen Fällen die Brandbombe schon die stählerne Dachhaut nicht durchschlagen, sondern unschädlich auf ihr abgleiten. Ferner muß noch die wichtige Tatsache bemerkt werden, daß Stahlkonstruktionen auch gegen die Wirkung der schweren Sprengbomben eine große Widerstandsfähigkeit zeigen und den Einsturz des Hauses trotz Explosion der Sprengbombe im Keller verhindern können. Stahlkonstruktionen verhalten sich hier ähnlich günstig wie bei Erdbeben.

So ernst und schwer Luftangriffe auch sein können, so brauchen wir deshalb doch nicht mutlos zu sein. Auch hier wird die technische und organisatorische Vervollkommenung der Abwehrmaßnahmen mit den Fortschritten im Luftkrieg Schritt halten. Voraussetzung ist natürlich, daß ein gut durchgebildeter Luftschutz vorhanden ist, der in allen Einzelheiten auch sicher arbeitet. Gegen Volltreffer einer Bombe gibt es natürlich keinen Schutz, und es hat auch nie einen gegeben.

Dipl.-Ing. Mangold.



Die Bedrohung Deutschlands durch die französischen Militärflugzeuge.

Die französische Regierungspropagandastelle weiß mit immer neuen Mitteln das Märchen in der Welt zu verbreiten, daß die paar deutschen Verkehrsflugzeuge die Sicherheit Frankreichs bedrohen. Man kann darauf nur das eine erwidern, daß es dann um die französische Kriegsluftflotte sehr schlecht bestellt sein muß, denn Frankreichs Zivilflugflotte ist nicht kleiner als die deutsche, und dazu besteht die französische Kriegsluftflotte mit einer Aktionsstärke von rund 41 000 Mann, von denen mindestens 3500 als Flugzeugführer ausgebildet sind und 1500 als Beobachter und Maschinengewehrbesatzen. Allein die aktiven Divisionen verfügen über 840 Beobachtungs-, 480 Jagd- und 390 Bombenflugzeuge. Ungefähr dieselbe Anzahl von Flugzeugen steht nochmals in Reserve bereit. Was aber die einzelnen Flugzeuge leisten können, das ist auf unserem Bilde deutlich gezeigt. Wenn dazu die französische Propaganda immer wieder auf unsere Sportflugzeuge hinweist, so muß man darauf erwidern, daß die französische Armee allein 2000 Schul-, Versuchs- und Übungsflugzeuge zur Verfügung hat, von denen jedes einzelne technisch bestimmt unseren Vereins- und Sportflugzeugen weit überlegen ist.

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Heinrich der Löwe im Gerichtssaal.

Ein Prozeß nach 775 Jahren.

Aus den „Düsseldorfer Nachrichten“.

Vor dem Amtsgericht Hamburg steht in den nächsten Tagen Verhandlung in einem Prozeß an, dessen Gründe nicht weniger als 775 Jahre zurückliegen. Das hamburgische Dorf Geesthacht verweigert nämlich die Zahlung von 131 Mk. „Verbittelgeld“ an den Kreis Lauenburg, die es laut einem mit Heinrich dem Löwen im Jahre 1157 geschlossenen Vertrag zu entrichten hätte. Mit der Sache mußten sich bereits das Amtsgericht, Landgericht und Oberlandesgericht in Hamburg beschäftigen. Ohne Erfolg, da die Prüfung der etwas veralteten Angelegenheit lange Zeit in Anspruch nimmt. Nun will Geesthacht jedoch die Löschung des seiner Ansicht nach unmoralischen Vertrags durchsetzen und so der Zahlungen bis in alle Ewigkeit ein Ende machen.

Das heutige hamburgische Dorf Geesthacht mit seiner für ein Dorf immerhin recht hohen Einwohnerzahl von 6500 Seelen war einmal eine sehr ansehnliche und bedeutende Stadt. Allerdings liegt das mehr als 700 Jahre zurück. Die Bürger von Geesthacht litten damals sehr unter den fortwährenden Kriegen, und als sie wieder einmal von Feinden stark bedroht waren, wandten sie sich an Heinrich den Löwen, der gerade Lübeck gründete. Heinrich war bereit, Geesthacht zu retten, wenn die Bürger gut zahlen würden. So kam schließlich jener Vertrag zwischen Geesthacht und Heinrich dem Löwen zustande, der jetzt, nach 775 Jahren, zu den Prozessen mit Lauenburg führte. Für die Errettung aus Feindesnot mußten die Geesthachter eine jährliche „Osterablage“ und ein „Verbittelgeld“ zahlen. Da über die Vertragsdauer nichts abgemacht war, blieb er durch die Jahrhunderte hindurch bestehen. Immer zahlten die Geesthachter pünktlich, auch wenn sie sich ärgerten.

Als Heinrich der Löwe im Jahre 1195 starb, erbten seine Nachkommen den Vertrag, und als die ganze Linie Heinrichs ausstarb, da blieb der Vertrag unter den Astaniern, die Lauenburg bekamen, fortbestehen. Das Herzogtum Lauenburg war Rechtsnachfolger Heinrichs und blieb es bis zum heutigen Tag. Obwohl es schon lange kein Herzogtum Lauenburg mehr gibt, obwohl Lauenburg erst zu Hannover und dann an Preußen fiel. Der Kreis Lauenburg will auf seine „Osterablage“ und sein „Verbittelgeld“, das er von Heinrich dem Löwen erbte, nicht verzichten.

In Geesthacht hatte man wahrscheinlich im Laufe der Jahrhunderte ganz vergessen, warum an Lauenburg diese Abgaben zu zahlen sind. Bis eines Tages sich ein Gemeindevorsteher für die näheren Details interessierte und auf den Vertrag mit Heinrich dem Löwen stieß. Da glaubte er, daß der Vertrag nun lange genug erfüllt worden und daß es an der Zeit sei, ihm ein Ende zu setzen.

Geesthacht verweigerte nun die weitere Zahlung des „Verbittelgeldes“ und Lauenburg klagte. Das Amtsgericht Hamburg entschied zu Lauenburgs Gunsten, das Landgericht hielt zu Geesthacht und das Oberlandesgericht verlangte eine eingehende Prüfung. Die ist noch nicht zu Ende geführt, und der nächste Zahlungstermin steht bevor. Natürlich wird Lauenburg wieder klagen, wird nach Geesthacht Zahlungsbefehle senden,

und dann wird man sich wieder vor den Hamburger Gerichten gegenüberstellen.

Inzwischen klagt aber Geesthacht auf Löschung des Vertrags, da er seiner Ansicht nach unmoralisch ist. Ewigkeitsverträge gibt es heute nicht mehr.

Revolution in Sao Paulo.

Aus der Zeitschrift „Der Auslandsdeutsche“.

Über die Paulistaner Erhebung, die am 9. Juli ausbrach und als ein Glied in der Kette der schweren Auseinandersetzungen zwischen dem Staate Sao Paulo und der brasilianischen Zentralgewalt in Rio de Janeiro zu bewerten ist, entnehmen wir einem bei uns eingetroffenen Briefe die folgenden Einzelheiten:

Sao Paulo mußte einen fast dreimonatigen, ernsten Kampf allein ausführen. Unter der Führung des aus deutschbrasilianischer Kolonistenfamilie des Südens stammenden Generals Klinger, der, ebenso wie sein Generalstabschef Oberst Figueiredo, im Kriege in Deutschland weilte und bei einem Armeoberkommando Dienste tat, hat Sao Paulo diesen Kampf, wie auch die Gegner restlos anerkennen, mit einem Schwung geführt, der wohl einzigartig in Südamerika da steht. Das ganze Leben war innerhalb weniger Wochen auf den Krieg eingestellt, die Paulistaner Industrie arbeitete nur für den Zweck, an die 200 000 Freiwillige meldesten sich, die wegen Munitionsmangel und Waffenmangel erst ganz allmählich oder gar nicht hinausgeschickt werden konnten. Die Armee wurde allein aus freiwilligen Spenden ausgerüstet, mehr als 100 000 Stahlhelme wurden den Soldaten geliefert, für die Goldkampagne gaben Tausende von Familien ihren einzigen Schmuck, die Ehrengelder; Soldatenheime, Organisationen für die Familien der Freiwilligen, für die Hinterbliebenen der Gefallenen entstanden. Dazu mußte für Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten gesorgt werden, und die Sperrung des Hafens von Santos durch die brasilianische Kriegsmarine brachte die schwersten wirtschaftlichen Schäden. Trotzdem hielt sich Sao Paulo und stand militärisch kaum schlechter als die Gegner, denen die Waffeneinfuhr freistand, als in den letzten Septembertagen plötzlich die Militärpolizei, die die ganze militärische Versorgung und Ausrüstung kontrollierte und überall in wichtigen Frontabschnitten zwischen die übrigen Truppen eingeschoben war, erklärte, der weitere Kampf sei zwecklos. General Klinger verhandelte über einen ehrenvollen

Waffenstillstand, wurde aber ausgeschaltet, indem die Militärpolizei selbstständig verhandelte und die Bedingungen der Diktatur annahm. Es wurde nur erreicht, daß nicht die Staatshauptstadt selbst militärisch besetzt wurde, was zu einem furchtbaren Blutbad bei der Erregung der Bevölkerung geführt hätte.

Es war für die in Sao Paulo lebenden zahlreichen Ausländer schwer, die nötige Zurückhaltung gegenüber den politischen Fragen zu bewahren. War es doch jedem klar, daß auch das Schicksal der ausländischen Interessen, in deren Dienst die ausländischen Kolonisten stehen, von dem Ausgang in Mitleidenschaft gezogen werden mußte. Die deutsche Kolonie hat, gleich anderen, dem Heimatstaate ihre Loyalität und Anhänglichkeit bewiesen, ohne einer politischen Stellungnahme geziehen werden zu können,



**Français !
Rappelez-vous que mon aîné
de 1914, a été victime d'avoir été
insuffisamment armé devant l'ennemi**

Abrüstung?

Aufruf der französischen „patriotischen Jugend“
zur militärischen Aufrüstung.

Der Text lautet in deutscher Übertragung: Franzosen!
Vergeßt nie, daß mein Vater 1914 fiel, weil der Feind
besser gerüstet war!

indem sie für das Rote Kreuz einen Feldambulanzzug von fünf erstklassigen Wagen, nach den Erfahrungen des Weltkrieges, in den Werkstätten der Antartica-Brauerei, dem größten Unternehmen deutschen Ursprungs dieser Art in Brasilien, herstellen ließ. Die Wagen wurden vom Roten Kreuz, deren Vorsitzende, Dona Queiroz, die Rote-Kreuz-Medaille bei früherer Gelegenheit vom Reichspräsidenten erhalten hat, als vorbildlich anerkannt und andere Wagen nach diesem Muster gebaut. Die gesamte Kolonie hatte durch Sammlungen zu dieser Stiftung, die reichen Segen getragen hat, beige-steuert. In ähnlichem Sinne haben dann Japaner, Amerikaner, Engländer, Franzosen für das Rote Kreuz Stiftungen gemacht. Im übrigen konnte bemerkt werden, daß das deutsche Beispiel aus dem Weltkrieg in der ganzen Organisation der Kriegsdienste — Kriegsbrot u. a. — vielfach und bewußt nachgeahmt wurde, und daß Sao Paulo, einer Übermacht gegenüberstehend, Verständnis für die deutsche Lage beim Kriege und jetzt auch, bei dem nicht unähnlichen Ausgang, nach dem Kriege in höherem Maße gewonnen hat, als das der Fall gewesen war.

Südamerikanische Gegensätze.

Aus einem Artikel von Henry Rittredge Norton in „Current History“, Newyork.

Auf dem Felde der Wirtschaftsentwicklung nehmen die Vereinigten Staaten eine überragende Stellung ein, die mühelos alle übrigen Staaten Amerikas hinter sich zurückläßt. Die relative Bedeutung der südamerikanischen Staaten ist nicht so allgemein bekannt. Argentinien wird gewöhnlich als führend anerkannt; wie groß aber seine Überlegenheit ist, bedeutet eine Überraschung selbst für unterrichtete Leute. Auf Argentinien entfällt die Hälfte des auswärtigen Handels von ganz Südamerika, 43 % der südamerikanischen Eisenbahnen und 60 % des Eisenbahnverkehrs, sowohl was den Personen- als auch was den Güterverkehr betrifft. Es besitzt annähernd die Hälfte aller Telephone und mehr als die Hälfte der Automobile Südamerikas; es befördert 60 % der Briefe und Telegramme des Kontinents. Die argentinischen Banken haben fast drei Viertel des südamerikanischen Goldvorrats in Händen.

Argentinien ist also beinahe in ebensolchem Grade die Vormacht in Südamerika, wie die Vereinigten Staaten es für ganz Amerika sind. Und das bei einer Bevölkerungszahl und einem Gebietsumfang von nur etwa einem Sechstel der insgesamt zehn südamerikanischen Republiken. Brasilien, das an Gebietsumfang und Bevölkerungszahl beinahe die Hälfte Südamerikas ausmacht, steht in fast allen diesen Dingen an zweiter Stelle, während es wirtschaftlich etwa halb so aktiv wie Argentinien ist. An dritter Stelle in den meisten Dingen stehen Chile und Uruguay; hier und da tritt auch Peru hervor.

Das kulturelle Leben ist nicht vollständig vom Stand der wirtschaftlichen Entwicklung zu trennen. Aber viele Südamerikaner weigern sich zuzugeben, daß irgendwelche Wechselbeziehung zwischen Wirtschaft und Kultur besteht, denn das würde leicht zu der Schlussfolgerung führen, daß die Vereinigten Staaten kulturell höher als die südamerikanischen Staaten stehen. Es ist vorteilhafter, sich auf die Behauptung zurückzuziehen, daß die Jagd nach dem Dollar den Nordamerikaner mit Haut und Haaren verschlingt, daß er sich keinerlei geistiger oder künstlerischer Fortschritte rühmen kann, ja sich kaum dessen bewußt ist, daß es solche Dinge überhaupt gibt.

Wenn ein Südamerikaner von der kulturellen Überlegenheit seines Landes spricht, so beruht seine Einschätzung auf dem Vergleich der besten Köpfe des eigenen Volkes mit dem durchschnittlichen oder unterdurchschnittlichen Niveau der andern. Das Durchschnittsniveau des Landes übersteht er völlig, weil er instinktiv aristokratisch denkt. Die Volksmassen sind für ihn im allgemeinen etwas, was außerhalb und unter der Nation steht.

In Südamerika schwankt die Zahl derjenigen, die lesen und schreiben können, zwischen etwas über 60 % in Argentinien und Uruguay, bis zu 50 % in Chile, 35 % in Peru und Kolumbien, 15 % und weniger in Bolivien und Paraguay. Auch die höchsten dieser Ziffern bleiben noch unter den allerniedrigsten der Vereinigten Staaten zurück. Ähnlich ist der Unterschied bei den höheren Bildungsstufen. Sogar in der fortgeschrittensten südamerikanischen Republik gibt es verhältnismäßig weit weniger höhere Schulen als in den Vereinigten Staaten. Nur die Bevorzugteren erreichen diese verhältnismäßig hohe Bildungsstufe, eine noch kleinere Anzahl die Universitäten, obwohl beinahe jede südamerikanische Republik sich mindestens einer solchen rühmen kann und verschiedene von ihnen sogar mehr als eine besitzen. Angesichts der großen qualitativen Unterschiede zwischen den Universitäten der Vereinigten Staaten zögert man, nähere Vergleiche zu ziehen. Aber auch die beste südamerikanische Universität bleibt, was das wissenschaftliche Niveau betrifft, weit hinter denjenigen von mindestens einem Duzend der führenden nordamerikanischen Universitäten zurück. Einer der Gründe dafür liegt auf der Hand. Es ist in Südamerika üblich, die Professorenkollegien aus den in der Praxis stehenden Angehörigen der in Frage kommenden freien Berufe zu besetzen. Kein Rechtsanwalt in Buenos Aires hat das Gefühl der ihm zukommenden Würde, wenn er nicht Mitglied der juristischen Fakultät der Universitäten Buenos Aires oder La Plata ist. Die Zahl der Universitätsprofessoren, die sich ausschließlich dem wissenschaftlichen Studium und dem Lehrberuf widmen, ist außerordentlich gering. Aber bedeutende Gelehrsamkeit ist

nur selten das Nebenprodukt einer angestrengten Berufstätigkeit. Vielleicht kann man dagegen einwenden, daß das nordamerikanische System nur in einem reicheren Lande möglich sei, und daß in Südamerika wohl die Mittel, nicht aber der Wunsch nach wissenschaftlicher Bildung und das Interesse an ihr geringer seien. Ist das aber der Fall, so beweist es wiederum, daß die kulturelle Entwicklung von der wirtschaftlichen abhängig ist.

Das Panorama zweier Völker.

Aus einem von Arturo Mejia Nieto in „Nosotros“, Buenos Aires, veröffentlichten Zwiegespräch.

Miguel. — Ich weiß nicht, ob ich bereits darauf hingewiesen habe, daß als auffallendstes Phänomen in den Beziehungen zwischen Nord-Hispanoamerika der Mangel an gegenseitigem Verständnis in Erscheinung tritt. Dieses Phänomen wirkt sich für beide Völker als zerstörender Faktor aus, und dies um so mehr, als sie beide auf den gleichen Schicksalsweg angewiesen sind. Die unmittelbare Folge dieser bedauerlichen Sachlage ist die Geringschätzung, mit der die Nordamerikaner auf uns herunterschauen, und das Gefühl der Feindschaft, mit dem wir ihnen gegenüber-treten. Nach unserer Ansicht ist das Menschenelement bei ihnen von Grund aus verdorben, während es in ihren Augen bei uns mit dem Makel der Unfähigkeit behaftet ist.

Wir glauben Nordamerika genau zu kennen und halten seine Bewohner für Menschen, die unsere Wertschätzung nicht verdienen. Jene begehen ihrerseits den gleichen Fehler und bilden sich infolgedessen ein schiefes Urteil über uns. In Wirklichkeit sind wir beide der gegenseitigen Hochachtung wert. Und so wiederhole ich noch einmal: Die Wurzeln der tragischen Entwicklung der Beziehungen zwischen den Völkern der beiden amerikanischen Kontinente liegen ausschließlich darin begründet, daß sie sich gegenseitig nicht kennen.

Mejo. — Die Nordamerikaner machen auf uns den Eindruck von Leuten, die sich in ihrem ganzen Sinnen und Trachten einzig und allein von rein geschäftlichen Motiven beeinflussen lassen.

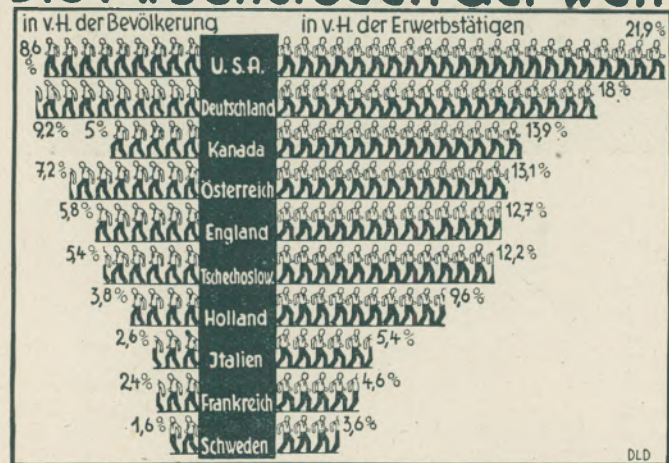
Miguel. — Nach meiner Auffassung sind für das gegenseitige Kennenlernen der Rassen und der Nationen folgende unerlässliche Faktoren maßgebend: der in historischen und geographischen Einflüssen begründete Faktor, der kulturelle Faktor, der soziale, der wirtschaftliche und endlich der politische Faktor. Von diesen Faktoren haben die Vereinigten Staaten bei dem Veruche, uns zu sehen, wie wir sind, nur zwei und auch diese nur unvollkommen zu Rate gezogen: nämlich den kommerziellen und den politischen Faktor. Damit will ich sagen, daß die Vereinigten Staaten Lateinamerika nur von der materiellen Seite her kennen, das heißt, daß sie seine Länder lediglich als etwaige Quellen des Reichtums, die man ausbeuten muß, und als wahrscheinliche Märkte, die es zu hegen und zu pflegen gilt, betrachten. Was den politischen Faktor betrifft, so sahen sie sich gleichfalls genötigt, sich in dieser Richtung mit uns zu beschäftigen, weil die geographische Lage unserer Länder und ihr durch sie bedingter wechselseitiger Kontakt notwendigerweise Rückwirkungen auf ihr Staatsleben haben müssen. Es gibt einen weiteren Beweggrund, und dieser ist für die nordamerikanische Politik ausschlaggebend. Er kommt in der Devise: „The flag follows the dollar“ (Die Flagge folgt dem Dollar) zum Ausdruck. Mit anderen Worten: es werden alle Gebiete, in denen nordamerikanisches Kapital investiert wird, auch der nordamerikanischen Protektion teilhaftig. Mithin war auch der politische Einblick, den sich die Nordamerikaner in unsere Einrichtungen verschaffen mußten, für sie ein unumgängliches Gebot. Unglücklicherweise schließt nun weder der Faktor der kommerziellen Einflußnahme noch der der politischen den rein menschlichen Faktor ein, der indessen allein berufen ist, eine gründliche Kenntnis der Menschen und Völker zu vermitteln. Man ist wohl zu der Behauptung berechtigt, daß sich weder die Nordamerikaner noch die Hispanoamerikaner bemüht haben, sich durch ihre Geschichte oder ihre kulturellen Strömungen kennenzulernen, zwei Faktoren, die wegen des starken menschlichen Elementes, das sie umfassen, hierfür unerlässliche Vorbedingungen bilden.

Mejo. — Möglicherweise haben Sie mit dem, was Sie sagen, recht, und ist aus diesem Grunde unsere Sympathie für Europa im allgemeinen und die lateinischen Völker Europas im besonderen auf durchaus echte und ursprüngliche Beweggründe zurückzuführen. Mit ihnen hat tatsächlich ein menschlicher Kontakt stattgefunden. In Argentinien und Chile, in Brasilien und Uruguay usw. beschäftigt man sich mit dem Studium der Geschichte und Kultur der lateinischen Länder Europas. Auf diesem Wege haben sich jene Völker unser Herz erobert, und wir haben jede Gelegenheit benutzt, sie zu besuchen und sie näher kennenzulernen. Der menschliche Faktor, den Sie anführen, ist ein tatsächliches, echtes, in unseren Beziehungen mit der Alten Welt verankertes Gefühl, das aber in unserem Verhältnis zu Nordamerika fehlt und niemals vorhanden gewesen ist.

Miguel. — Aber glauben Sie nicht auch, daß unsere hispanoamerikanische Zukunft mehr Berührungspunkte mit der großen Nation im Norden hat als mit der Zukunft Europas?

Mejo. — Darin gebe ich Ihnen recht, jedoch beruhen unsere Beziehungen zu Europa auf kulturellen Motiven, die man in Nordamerika vergeblich sucht.

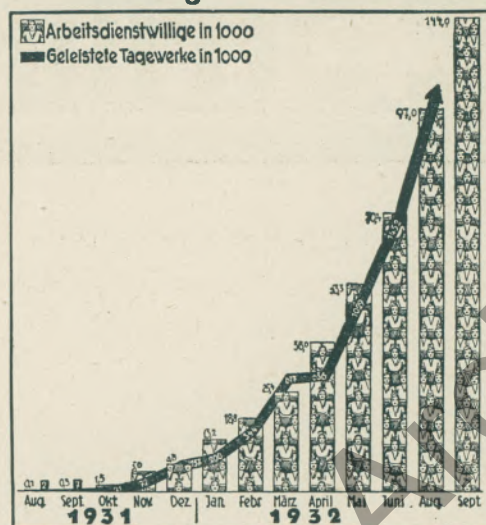
Die Arbeitslosen der Welt



Etwa 26 Millionen Arbeitslose in der Welt.

Nach Zusammenstellungen des Internationalen Arbeitsamtes in Genf läßt sich am Schluß des ersten Vierteljahres 1932 die Gesamtzahl der Arbeitslosen in Europa und Amerika auf etwa 26 Millionen schätzen. Auf dem Bilde ist nun dargestellt, wieviel Arbeitslose im vom Hundert der Erwerbstätigen in den wichtigsten Staaten gezählt wurden. Man sieht, daß die Arbeitslosigkeit in den Ländern weniger stark im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung ist, in denen der Prozentsatz der Erwerbstätigen im Verhältnis zur Bevölkerung niedrig ist, wie in Kanada, U.S.A. und Holland. Sonst trifft es zu, daß der Prozentsatz der Arbeitslosen im Verhältnis zu den Erwerbstätigen ungefähr doppelt so groß ist wie im Verhältnis zur Bevölkerung. Es wäre zu wünschen, daß nunmehr die ersten Anfänge einer Wirtschaftsbesserung, die sich in diesen Ländern mehr oder weniger zeigen, einen wirklichen Konjunkturaufschwung bringen, so daß die Zahl der Arbeitslosen bis zum nächsten Frühjahr wesentlich niedriger ist als am Ende des letzten Winters.

Der Andrang zum Arbeitsdienst



Arbeitsdienstwillige im ersten Jahr des freiwilligen Arbeitsdienstes.

Ende August 1931 wurden in Deutschland 106 Arbeitsdienstwillige beschäftigt, Ende August 1932 waren es bereits über 144 000. Das Bild zeigt deutlich die ständig wachsende Werbekraft des Arbeitsdienstgedankens. Fast während des ganzen ersten Jahres des freiwilligen Arbeitsdienstes waren über die Hälfte der Arbeitsdienstfreiwilligen Jugendliche unter 21 Jahren, von denen wiederum die Hälfte wegen ihres Alters keine Unterstützung und nach der ersten Verordnung über den Arbeitsdienst eine Sonderförderung aus Reichsmitteln erhielten. Von den Arbeitsdienstwilligen war die große Mehrzahl bis einschließlich zehn Wochen, die Minderzahl unter zehn Wochen im freiwilligen Arbeitsdienst beschäftigt. Man darf aber daraus nicht schließen, daß die Arbeitsdienstfreiwilligen nicht durchgehalten hätten, sondern die Arbeiten dauerten meistens nicht länger. Erst die neue Verordnung vom Juli 1932 gibt ja die Möglichkeit, auch größere volkswirtschaftlich bedeutungsvollere Projekte auszuführen.

Französisch an dritter Stelle.

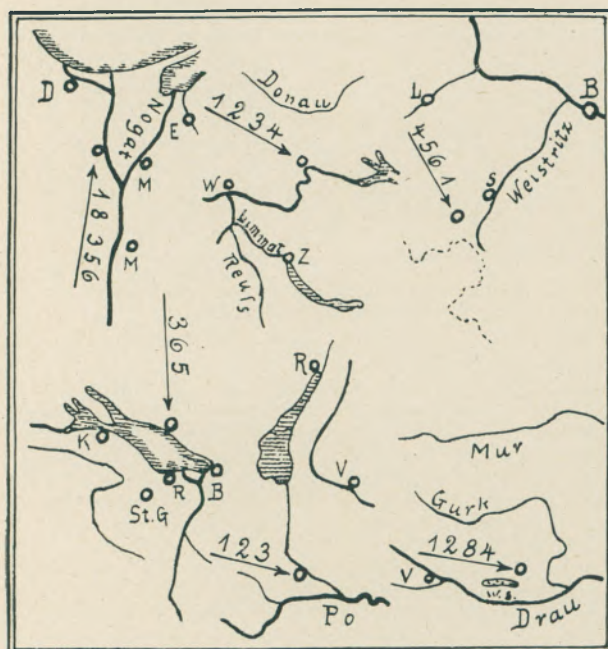
Unter diesem Titel veröffentlicht die D.A.Z. folgende Zuschrift des deutschen Gesandten in Buenos Aires, Freiherr v. d. Busche:

Der Erlass des Preussischen Kultusministeriums, durch den die französische Sprache zur ersten Fremdsprache an den preussischen Schulen gemacht wird, mutet die im Auslande lebenden Deutschen wie eine Weltfremdheit an. Das Preussische Kultusministerium hat anscheinend kein Verständnis dafür, was ein solcher Erlass vom wirtschaftlichen und nationalen Standpunkt aus für das Deutschland bedeutet, und wie schädlich er sich auswirken muß. Die französische Sprache trat in vergangenen Jahrhunderten in mancher Hinsicht an die Stelle des Lateinischen und wurde zu einer völkerverbindenden Sprache zu einer Zeit, als Frankreich auch im Vergleich zu anderen Ländern eine große Bevölkerungszahl hatte. Diese Zeiten sind dahingeschwunden. Französisch wird nur noch von verhältnismäßig wenig Menschen, etwa 45 Millionen, gesprochen, während ungefähr 200 Millionen englisch und gegen 100 Millionen spanisch sprechen. Auch im diplomatischen Verkehr hat die französische Sprache lange nicht mehr die Bedeutung wie früher. Es werden z. B. immer weniger Noten in französischer Sprache abgefaßt, man bedient sich seiner eigenen Landessprache in zunehmendem Maße und überläßt es der Gegenpartei, die Noten in die eigene Sprache zu übersetzen. Es ist also klar, daß man mit Englisch und Spanisch in der Welt weiter kommt als mit Französisch. Außerdem sind die englisch und spanisch redenden Völker viel wichtigere Handelsvölker als die Franzosen; namentlich für uns Deutsche. Will man einem Deutschen für den Wirtschaftskampf ein gutes Rüstzeug in die Hand geben, so soll man ihn in erster Linie Englisch, in zweiter Linie Spanisch lernen lassen. Wenn das Preussische Kultusministerium mehr Auslandserfahrung hätte, würde es Französisch noch hinter Spanisch stellen und nicht das Englische von der ersten Stelle zu verdrängen suchen, die es vielfach und mit Recht auf deutschen Schulen innehat. Endlich ist die Entscheidung auch vom deutschen nationalen Standpunkt höchst bedauerlich. Die französische Sprache ist ein wesentlicher Teil des französischen Einflusses. Warum sollen wir dazu beitragen, die französische Sprache und damit den französischen Einfluß in der Welt zu stärken? Diese Folgen seines Erlasses hat sich wohl das Preussische Kultusministerium nicht klargemacht.

Miguel. — Richtig; aber als echte Söhne Spaniens haben wir es versäumt, uns mit der materiellen Seite der Frage zu befassen. Europa stellt ein Konglomerat von Völkern dar, die auf eine lange Vergangenheit zurückblicken, und deren Unterrichtswesen sowie politische und materielle Verhältnisse auf festem Boden stehen. Aus diesem Grunde ist auch sein Ausblick auf das Leben und die Dinge ein von dem unseren verschiedener. Für uns sind andere Verhältnisse maßgebend. Wir hier sehen uns einer bunten Folge von Problemen gegenübergestellt, die mit den europäischen nichts gemein haben. Ferner besteht für uns die Notwendigkeit, viele dieser Probleme, die Europa — allerdings mit einem Mißerfolg — bereits zu lösen versuchte, unter wesentlich anderen Gesichtspunkten in Angriff zu nehmen. Amerika ist das gegebene Feld für neue Experimente auf sozialem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Und dies ist der Grund, weshalb wir den Kontakt mit Nordamerika herstellen müssen, weshalb wir seinen Einfluß von geringerer Entfernung aus fühlen und viele seiner wohlbedachten Experimente uns zum Beispiel dienen lassen müssen. Es handelt sich bei uns um spezifisch amerikanische Probleme, die sich nicht nach europäischen Gesichtspunkten lösen lassen. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen uns klarmachen, daß für uns Hispanoamerikaner in Zukunft auch nicht die geringste Lebensmöglichkeit besteht, wenn wir uns nicht eingehende Kenntnisse über die Verhältnisse in Nordamerika aneignen. Es gibt in Nordamerika Systeme und Methoden, deren erfolgreiche Anwendung in Hispanoamerika möglich ist, und die Europa uns nicht geben kann, weil Nordamerika sie mit der ihm eigenen Fähigkeit zur Lösung von Problemen, die es nur in der Neuen Welt gibt, erfunden hat. Wir haben da zum Beispiel das Problem der Einwanderung, das ich Ihnen schon dargelegt habe, das Problem der Demokratie, die Verschiebung der sozialen Rangordnungen, das Problem des freien Studiums, das Problem der Kolonisation, das Problem der Latifundienwirtschaft und endlich das der sozialen und politischen Gleichheit. Wie Sie selbst sehen, handelt es sich hier um rein amerikanische Probleme, und es wäre widersinnig, wollte Hispanoamerika zu ihrer Lösung die Hilfe Europas anrufen. Unser natürliches Empfinden, unser logisches Denken und unser gesunder Menschenverstand gebieten uns, unsere Zuflucht zur Erfahrung des fortgeschrittensten amerikanischen Landes zu nehmen, und dieses Land sind die Vereinigten Staaten.

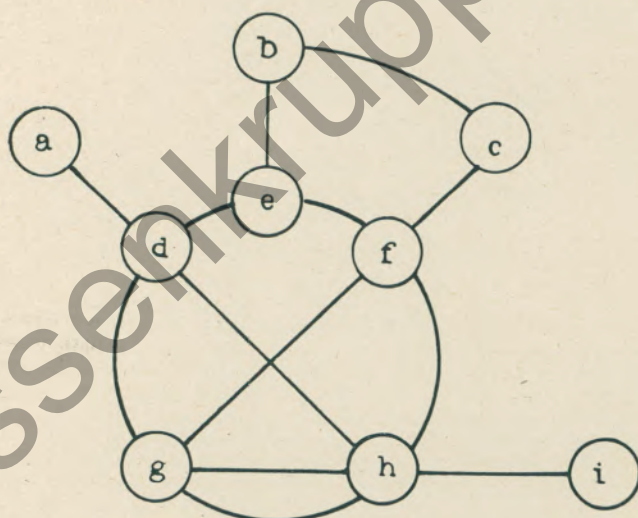
Der Flussknocker

Geographisches Formenrätsel.



Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen gesucht werden. Die Ziffern auf den Pfeilen geben die Buchstaben der Namen an, die in der angegebenen Reihenfolge zu einem Sprichwort zusammengestellt werden sollen.

Geometrische Figur.



In jedes der mit einem Buchstaben versehenen Felder ist eine der Zahlen 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 und 12 derart einzusetzen, daß die Summe der Zahlen auf den vier Geraden (a + d + h, c + f + g, g + h + i und b + e) je 21 beträgt. Die Summe der Zahlen auf dem Kreis (d + e + f + h + g) ist anderthalbmal so groß wie die Summe der Zahlen auf der Bogenlinie (b + c).

Duramiträtsel.

Von Dr. A. van Nüß.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	-----

e achtmal
n fünfmal
r "
s "
a viermal
l "
i dreimal
d zweimal
g "
t "
h einmal
f "
j "
i "
o "
u "
z "

Die links aufgeführten Buchstaben sind in obige Figur einzusetzen, und zwar in jedes Feld ein Buchstabe, so daß das Ganze, fortlaufend gelesen, einen Spruch ergibt. Die Zahlen sind Chiffren für die einzusetzenden Buchstaben. Die rechts befindliche Kolonne gibt an, wie oft die einzelnen Chiffrezahlen in obiger Figur vorkommen. Daraus ergibt sich beispielsweise, daß die Zahl 5 die Chiffre für e und daß die Zahl 11 die Chiffre für i sein muß.

5 achtmal
3 fünfmal
6 "
7 "
2 viermal
8 "
11 dreimal
1 zweimal
10 "
12 "
4 einmal
9 "
13 "
14 "
15 "
16 "

Karreerätsel.

(Gefällig geschickt)

1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31	32	33	34	35	36
37	38	39	40	41	42	43	44	45

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben, von 1 bis 44 fortlaufend gelesen, ergeben einen Gedankensplitter.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Flachland	6	25	8	3	13
2. Süßes Gebäck	16	36	39	33	13
3. Gepflegte Grasnarbe	39	2	10	43	9
4. Ehrenschild	15	28	23	35	6
5. Deutscher Strom	39	5	17	21	14
6. Berühmter Zoologe (†)	29	39	19	12	1
7. Waldschädling	20	36	27	44	24
8. Laubbaum	24	30	4	18	26
9. Niederschlag	44	31	42	38	40
10. Feigling	7	38	22	37	41
11. Handdruckverfahren	34	33	32	11	18

Rätselspiele.

Von Friedrich Schlegelmacher.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen,
Im Tode sind wir's nimmermehr;
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und eben diese sind's nicht mehr.
Denn, weil wir leben, sind wir's eben
Von Geist und Angesicht;
Und weil wir leben, sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

*

Mein Erstes ist nicht wenig,
Mein Zweites ist nicht schwer,
Mein Ganzes läßt dich hoffen,
Doch hoffe nicht zu sehr.

*

Der ist überall willkommen,
Darf zur sprödesten Schönen kommen.
Die kann durch ein leises Drücken
Harte Liebe hoch beglücken.
Das zu finden ist oft schwer,
Mancher trifft's von ungefähr.

*

Mein Erstes ist ja nicht die Sonne,
Mein Zweites ist die Wahrheit nicht.
Denn ich oft nur trügerische Wonne
Und stets ein ungewisses Licht.

*

Wer wie die Erste steht, ist zu beneiden,
Der Zweiten Ruhm begehren wohl fast alle;
Hat wer das Ganze, hofft man, daß er falle,
Und bis dahin sucht jeder ihn zu meiden.

*

Durch dunkle Nacht drängt sich das erste Silbenpaar;
Auf zartem Weiß stellt sich das zweit' am schönsten dar.
Mög' oft das Ganze dein erwachend Aug' erfreuen
Und ungetrübt die Lust des Lebens dir erneuen.

*

Kauderwelsch.

(Der Augiasstall.)

(Ulf-Aga), König von Elis, hatte einen (uh-engeren) (Staren-Drill) mit (raste-du-neid) Kindern, deren (Jnst) seit (dir-geiß) Jahren nicht (u-traum-sage) worden war. Herakles (lob-verlacht) die (Tier-Eis-Raben), ihn an einem (Geta) zu (gier-nein), indem er zwei (Or-Lech) in die (Rast-Mull-Eua) riß und den nahen (Culfs) (recht-lunte-heidi), der den (Natur) gründlich (tür-post-elf).

Die Buchstaben jeder der eingeklammerten 17 Wortgruppen stelle man in die richtige Reihenfolge, so daß 17 sinngemäße, sich auf die Erzählung beziehende Wörter entstehen. Aus jedem einzelnen Kauderwelsch ist also das richtige Wort herzustellen.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: borg - burg - chi - e - ef - feß - feu - ge - gens - gus - in - ka - le - lig - low - mel - ne - o - or - re - sa - sey - tau - tiv - sind zehn Wörter zu bilden, deren End- und Anfangsbuchstaben, beide Reihen von oben nach unten gelesen, das neue Fabrikat einer Beteiligungsfirma aus dem Konzern Vereinigte Stahlwerke bezeichnet, dessen Zweck Kohlenersparnis ist.

Bedeutung der Wörter: 1. Wirklich, in der Lat. 2. Südamerikanischer Staat. 3. Russisches Fürstengeschlecht. 4. Abessinischer Herrschertitel. 5. Japanische Großstadt. 6. Blattkrankheit. 7. Weiblicher Vorname. 8. Preussischer Reitergeneral. 9. Kletterpflanze. 10. Stadt in Bayern.

Lösungen aus dem Dezemberheft.

Rösselsprung.

Leuchtend auf nächstlichem Grunde
Funkelt ein goldener Stern;
Engel verkünden die Stunde,
Die uns geboren den Herrn.
Liebe, vom Himmel erschienen,
Wie so holdselig und mild
Grüßet mit freundlichen Mienen
Uns aus der Krippe dein Bild.

Julius Sturm.

Kreuzworträtsel.

a) Waagerecht: 1. Hose. 7. Zank. 11. Alder. 12. Ill. 13. Emir. 14. Eirene. 15. Jthaka. 16. Enak. 17. Fee. 19. Gel. 20. Feige. 22. Folter. 25. Edessa. 28. Remter. 31. Samara. 33. Vater. 35. Lina. 38. Gas. 39. Affe. 42. Edison. 43. Sultan. 44. Cole. 45. Ire. 46. Geld. 47. Clan. 48. Erze.

b) Senkrecht: 1. Hase. 2. Odin. 3. Geralt. 4. Gref. 5. Kiefer. 6. Fliege. 7. Zehe. 8. Amasis. 9. Nite. 10. Kral. 18. Ei. 20. Feder. 21. Edgar. 23. Ode. 24. Lat. 26. Elm. 27. Sir. 29. Manila. 30. Ragnit. 31. Cessal. 32. Muster. 34. La. 35. Lese. 36. Idol. 37. Alfen. 39. Alge. 40. Salz. 41. Ende.

Geheimsschifträtsel.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Ernst Moritz Arndt.

Schlüssel:

1. Admiral, 2. Straßburg,
3. Bschopau, 4. Verfassung.

Visitenkartenrätsel.

Kodenschlitten.

*

Die Quelle.

Der „Lehrbrief“ aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ — wie viele unserer Leser erinnern sich noch, ihn je gelesen zu haben? — erschien uns in seiner Einfachheit, Geschlossenheit und Reife eines der herrlichsten Beispiele Goethescher Kunst, das auch heute noch nichts von seinem Wert eingebüßt hat. Die zufällige Wiederentdeckung gibt uns zu einer Anregung Veranlassung: Wir würden es dankbar begrüßen, wenn die „Belesenen“ unter unseren „Wert“-freunden uns auf besonders wertvolle Gedanken im älteren und neuen deutschen Schrifttum hinwiesen, die es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Wir beabsichtigen, von Zeit zu Zeit eine Sammlung solcher Perlen unter dem Kennwort „Der Schatzgräber“ im „Wert“ zu veröffentlichen.

Das Titelbild ist eine verkleinerte Wiedergabe einer Originalradierung von Meinhard Jacoby, die im Kunstverlag Clemens Rauffmann, Berlin W 57, Steinmetzstr. 25, erschienen ist. Der Preis für die Radierung (Bildgröße 36 x 21,5 cm) beträgt 5 RM., mit Unterschrift des Künstlers 7,50 RM. Bestellungen sind unmittelbar an den Verlag zu richten.

Der gesamten Auflage unseres Januarheftes liegt ein Werbeblatt der „Auslese“ bei. Diese Zeitschrift nimmt eine Sonderstellung ein, die ihr in der kurzen Zeit ihres Bestehens zu einer Bedeutung und Wertschätzung verholfen hat, um die manche andere Zeitschrift sie beneidet: Jedes Heft bringt in buntem Wechsel jeweils 25 besonders wertvolle Aufsätze aus allen bedeutenden in- und ausländischen Zeitschriften und bildet damit gleichsam ein Spiegelbild der Zeitschriftenkultur der Gegenwart. Freunde unserer Epalle „Die Rundschau“ seien auf die „Auslese“ besonders hingewiesen.

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat eingefangenen Spottvögel

Fröhliche Weihnachten!

„Was stehen Sie denn heute am Heiligen Abend so vor der Haustür herum?“

„Sie haben gut reden, jeden Augenblick kann die Dampfmaschine, die wir unserem Pepi geschenkt haben, explodieren.“

„Die Woche.“

*

Schimscha knarren die Schuhe.
„Noch nicht bezahlt?“ fragt Bolt.

„Alberne Sprichwörter!
Knarrt etwa mein Anzug oder mein Hut?“

*

„Schönen Gruß von Mama“,
bestellte Klein-Junge, „und ob
Tante Alara nich mal 'n büschen
rüberkommen möchte und uns
was vorsingen.“

„Jetzt, so spät abends?“ fragte
Gräulein Sauerbier ebenso erfreut
wie verwundert.

„Ja“, erklärte Junge, „wir ha-
ben nämlich Besuch.“

„Ah!“ strahlte Gräulein Sauer-
bier.
„... und der will und will nich
weggehn!“ fuhr Junge fort.

„Bln. Jll. Jtg.“

*

„Du lieber Himmel, was ist
das für ein entsetzlicher Naddau
da oben!“

„Ach, das sind Meiers, die
schlagen sich ihre Winterreise
aus dem Kopf!“

„Die Woche.“

*

Ein Geistlicher bereitete kürz-
lich einer jungen Frau aus seiner
Bekanntschaft eine recht unbe-
hagliche Viertelstunde. An ihrem
Hochzeitstag schickte er ihr ein
Telegramm folgenden Inhalts:
„Johannis IV. 18.“ Die junge
Frau war außer sich, als sie den
Text las: „Fünf Männer hast du
gehabt und den du nun hast, der
ist nicht dein Mann.“

Nachdem man die Frau wieder zu sich gebracht hatte, forschte man beim
Telegraphenamt nach, und es wurde festgestellt, daß der Telegraphist die
Ziffer ausgelassen hatte, die sich auf die erste Epistel bezog. In Johannis
I. IV. 18 steht nämlich: „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige
Liebe treibt die Furcht aus.“

„Hambg. Illustrierte.“

Philosophie der Dreijährigen.

Die kleine Ellen, die sinnend vor dem Burs der Hauskage steht, beendet
das Schweigen mit den Worten: „Merkwürdig, Mäuse frisst sie, und
Käsen kriegt sie!“

„Wochenchau.“

*

Willi hat ein Brüderchen be-
kommen. Jetzt darf er es sich
auch zum ersten Male ansehen.
Sehr genau mustert er den neuen
Erdenbürger, und sein Gesichtchen
drückt Staunen und Enttäuschung
aus. „Na, Bati!“ bringt er fast
atemlos heraus, „der hat ja keine
Haare und keine Zähne und lauter
scheußliche Falten im Gesicht —
au wei, die haben dich ange-
schmiert, das is ja 'n altes
Baby!“

„Bln. Jll. Jtg.“

*

Der Herr Dorfpfarrer traf
den alten Schäfer Krause, und
dem hatte er was zu sagen.

„Lieber Krause, Ihre Frau er-
zählte mir, daß Ihre Lebensweise
in den letzten Wochen nicht gerade
sehr schön ist! Nehmen Sie sich
ein Beispiel an mir! Ich kann
dreimal durchs Dorf gehen und
wieder zurück und werde mich
nicht betrinken!“

Und Krause fragte sich den
Kopf. „Ja, Sie, Herr Pfarrer!
Das glaube ich gern! — Aber
sehen Sie, ich bin eben im Dorf
sehr beliebt!“

„Die Woche.“

*

Ein junger Mann tanzte auf
einer großen Gesellschaft mit
einer fremden Dame. „Sehen Sie
dort den großen, dicken Herrn?“
fragte er während des Tanzes.
„Das ist mein Chef. Wohl einer
der größten Idioten, die ich kenne.“

„Junger Mann“, sagte sie em-
pört, „wissen Sie, wer ich bin?“
„Ich habe keine Ahnung“, war
die Antwort.

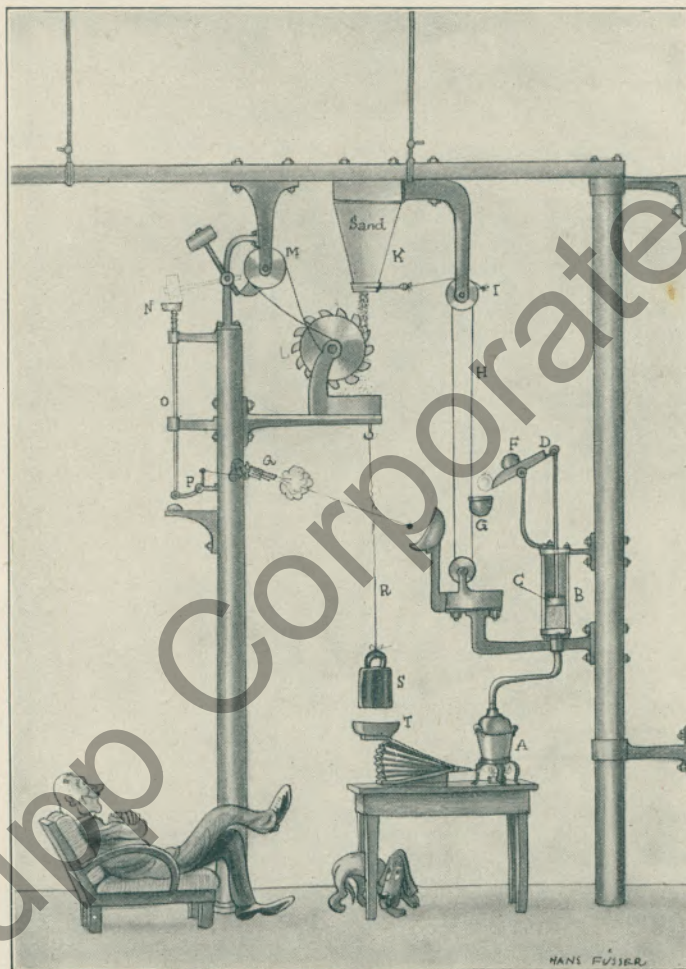
„Ich bin die Gattin dieses Herrn!“

„Donnerwetter“, entfuhr es ihm. „Sagen Sie, wissen Sie, wer ich bin?“

„Nein“, antwortete seine Partnerin.

„Dem Himmel sei Dank dafür“, rief er und war verschwunden.

„Hambg. Illustrierte.“



Die Erfindung

oder

Wie verhindert man zweckmäßig das Überkochen des Wassers.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptchriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck:
A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buch-
handlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten
die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind
an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu
nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem
Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges
werden, soweit nicht vergiffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unüberlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. —
Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives